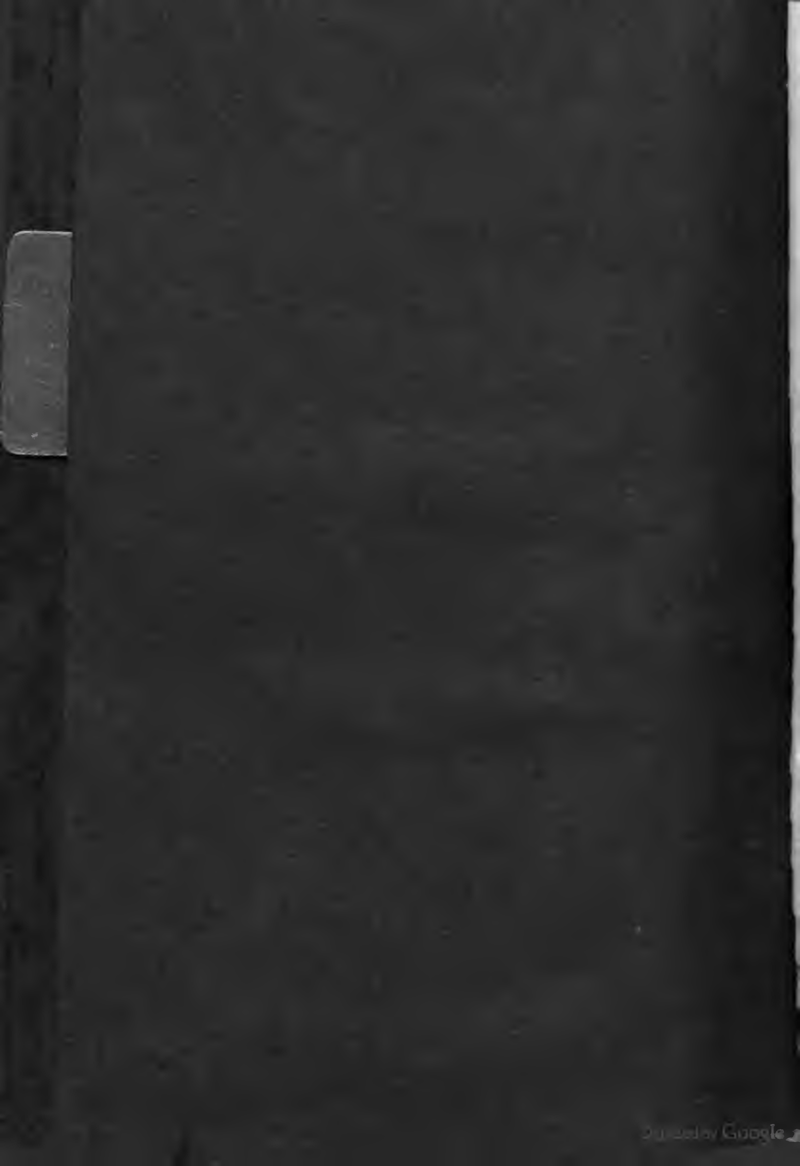
AFRIKANISCHE TIERWELT: NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

Fritz Bronsart von Schellendorff











FRITZ BRONSART VON SCHELLENDORFF

AFRIKANISCHE TIERWELT IV

NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

E. HABERLAND LEIPZIG
1916

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.

INHALT.

Einführung.

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das ringst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben." (Goethes Faust).

In diesem Band bringe ich wieder allerhand Tierbeobachtungen in scheinbarem „Durcheinander". Ich habe dies aber mit Absicht getan.

Ich möchte zeigen, wie ich damals zuerst die Tierwelt ansah, als sie mir als eine ganz neue Welt s i c h t b a r wurde, die mir seit meiner frühesten Jugend aus Büchern als etwas unerreichbar Großes und Schönes vorgeschwebt hatte. Und als ich sie erlebte, war sie weit schöner noch, als ich sie mir in meiner Phantasie vorgestellt hatte.

Alexander v. Humboldt sagt einmal: „Wir glauben von der Natur zu empfangen, was wir selbst hineinlegen." Dem möchte ich nur bis zu einem gewissen Grade beipflichten.

Wer es nur versteht, mit o f f e n e n A u g e n durch die Natur zu schreiten, und wer i n s i c h die Fähigkeit trägt, sie wenigstens begrenzt zu verstehen und in sich aufzunehmen, der wird den schönsten, höchsten Lebensgenuß im besten Sinne des Wortes haben .

A l l e s werden wir ja nie verstehen — schon da wir selbst mit fünf Sinnen „begabte" oder „begrenzte" Erdgeschöpfe und mehr oder minder davon abhängig sind, was

uns die Natur entsprechend unserer Auffassungsgabe offenbaren will.

Ich bin unendlich bereichert worden durch das unbeschreiblich schöne und herrliche Wildnisleben. Es ist mein Wunsch, diesen Naturgenuß auch Fernstehenden und allen denen so nahe als möglich zu bringen, denen es nicht vergönnt ist, ihn selbst zu erleben.

Daß damit auch dem großen, guten Zweck, der Erhaltung der afrikanischen Tierwelt gedient wird, habe ich an mir selbst erfahren.

Und so lasse ich denn wieder einmal in diesem Band in bunter Reihenfolge die afrikanischen Tiere und Landschaften vorbeiziehen, zugleich den Werdegang eines für jede Naturschönheit empfänglichen Menschen darstellend: Meine ersten Versuche — eine Büffeljagd, die sehr leicht das Ergebnis hätte haben können, daß es mir nie möglich gewesen wäre, etwas über das Tierleben mitzuteilen — Raubzeug-Erlebnisse. — Aus dem Leben des Königs der Tiere. — Jagdstimmungen — und etwas aus dem Leben der Riesen der Tierwelt.

Der Zweck, auch dieses Bandes, ist unentwegt derselbe: „Für die Erhaltung der afrikanischen Tierwelt!"

Berlin, 1. Januar 1916.

Fritz Bronsart von Schellendorff.

Jagdbilder aus Deutsch-Ost-Afrika.

Eine Nashornjagd in der Jipe-Ebene am Ugueno-Gebirge.

Ich hatte ein Nashorn krank geschossen.

Aus der offenen Steppe, wo ich der Fährte ziemlich schnell folgen konnte, führte sie uns in den Flußwald.

Mit dem schnellen Gehen war es jetzt zu Ende; langsam, Schritt für Schritt, ging es auf der frischen Fährte vorwärts, die teils in dem schmalen Baumgürtel am Flußrand entlang, teils unten im Bett hinführte. Ein Neger ging in gebückter Haltung voran, die Gräser auseinanderbiegend und die Fährte verfolgend, während der andere bald rechts, bald links seitwärts vorwärts schlich, um etwas weiter voraus scharf auszuspähen. Häufig kommt es vor, daß das Nashorn im Bogen zurückgegangen ist und dicht an seinem Wege im Gebüsch liegt, während der Jäger nach vorwärts spürt. Kommen nun Menschen so dicht an ihm vorbei, so springt es auf und rennt auf den Nächsten zu. Die Neger haben eine große Angst vor diesem Tier. Durchrennt ein Nashorn, aus dem Gebüsch ausbrechend, eine Karawane, so werfen die Neger, „Kifaro, Kifaro!“ schreiend, ihre Lasten rücksichtslos fort und retten sich, so gut es geht, auf Bäume. Meistens tut das Nashorn keinem Menschen etwas, sondern rennt höchstens einen oder den anderen um, ohne sich weiter um ihn zu kümmern; trotzdem bildet es für den Neger den Inbegriff aller Bosheit.

Um dieses überraschende Ausbrechen zu verhüten, geht auf der Jagd einer ab und zu halb rechts und links vorwärts heraus, tritt auf erhöhte Standpunkte, wie Baumstämme oder Termitenhügel und ist mit den Augen so immer dem anderen voraus, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Fährte richtet: eine Art Aufklärung.

Nach etwa einer Stunde führte die Fährte links seitwärts vom Flußbett über die freie Ebene in der Richtung auf einen etwa 800 Meter entfernten Wald. Diese Strecke wurde in schnellem Gange zurückgelegt, da die Fährte gut zu halten war und geradeaus ging. Der Wald, den wir nun betraten, war licht und hatte wenig Unterholz; nur hin und wieder standen Laubbäume, Borassuspalmen und Gebüsche in engeren Gruppen zusammen und bildeten durch verschlungene Lianen und hohes Gras mit niedrigem Dornengestrüpp fast undurchdringliche Dickichte.

Jetzt führte die Fährte über einen freien Sandplatz, auf dem eine ausgekratzte Fährte mit ganz frischer Nashornlosung war, direkt auf solch ein Dickicht zu. Unwillkürlich blieben wir stehen; die beiden Neger zogen sich rechts und links hinter mich zurück, während ich mich fertig zum Schießen machte. Doch noch ehe diese Vorbereitungen beendigt waren, brach das Nashorn in unbeholfenem Galopp auf der anderen Seite aus dem Gebüsch heraus und ging mit erhobenen Hörnern rechts vorwärts ab. Ein Schuß, das Tier dreht sich schnaubend einmal ganz herum — und geht noch beschleunigter als vorher in der angesetzten Richtung weiter.

Nun heißt es, dem Tier auf den Hacken bleiben, denn das angeschossene Nashorn geht meist nach dem Anschuß große Entfernungen fort. Die Art der Jagd bei uns zu Hause, nach gutem Anschuß das Wild ruhig abgehen zu lassen, um

es mit steifen Knochen oder schon verendet später im Lager aufzusuchen, verbietet sich bei schwerem Wild in Afrika aus vielen Gründen von selbst, namentlich bei allem Wild, das dem Jäger gefährlich werden kann, wie Büffel und Nashorn. Einmal geht dieses schwere, zähe Wild große Strecken fort, indem es immer wieder aufgeht, sobald es etwas Kräfte gesammelt hat, zumal wenn der Anschuß nicht sehr gut war: außerdem ist es sehr schwer, häufig unmöglich, auf der Fährte zu bleiben, selbst, wenn das Wild stark geschweißt hat, da der Schweiß bald nachläßt und das übermannshohe Gras, sehr harter Boden in manchen Gegenden und dichtes Dornengestrüpp — das Spüren sehr erschweren. Bei den Dickhäutern sucht man so nahe als möglich heranzukommen, was besonders beim Nashorn nicht schwer ist, da es am Tage außerordentlich träge ist und viel im Halbschlafe liegt. Ist man bis auf zwanzig Schritt heran, so gebe man den besten Schuß, d. i. beim Nashorn zwischen Auge und Ohr ins Gehirn — oder wenn, es von vorn steht, in die Kniescheibe, da es sich dann nur langsam fortbewegen kann und es ein leichtes ist, ihm den zweiten Schuß tödlich zu geben. Ist es nicht gelungen, den Anschuß gut zu geben, so laufe man, was man kann, hinter dem flüchtigen Nashorn her und werfe sich in Deckung, sobald es Miene macht, zu halten. Die meisten Tiere, mit Ausnahme des Straußes, blicken nicht nach dem Verfolger, während sie flüchtig sind, sondern bleiben mit abgewendeter Front stehen und drehen dann erst den Kopf rückwärts. Der Jäger muß möglichst laufend auf der Fährte nachgehen und aufpassen, wenn das flüchtige Wild in langsamere Gangart fällt; dies ist der Augenblick, sich hinzuwerfen.

Ferner würde man in dem hohen Gras, in das ein verwundetes Wild meist geht, ein Tier erst auf zwei bis drei Meter gewahr werden, selbst das Nashorn und den Büffel;

legt sich ein solch massiges Tier, so ist man erstaunt, wie es zusammensinkt und sich verbergen kann. Besonders der verwundete Büffel ist das gefährlichste Tier in dieser Beziehung, da er sich mit Absicht in das Gras drückt, um den Menschen aus nächster Nähe anzugreifen.

Dank dem lichten Charakter des Waldes konnten wir das flüchtige Nashorn im Mitlaufen beobachten; sobald es in kurzen Trab fiel, warfen wir uns hin und blieben regungslos liegen. Dann kroch ein Neger hinter einen Baum oder Busch, und vorsichtig den Kopf hebend, beobachtete er das Tier. Sobald dies weiter ging, ein „Pst" und wir waren im Nu wieder hinterher. Nach zehn Minuten kamen wir aus dem Walde wieder hinaus in die freie Ebene. Dort standen Wasserböcke in großer Zahl. Nun krochen wir alle drei vorsichtig hinter einen Termitenhügel. Ich stieg dann vorsichtig oben hinauf, um von dem erhöhten Punkte aus Ausschau zu halten. Die Wasserböcke wichen dem flüchtigen Nashorn aus, blieben aber erstaunt stehen, bald nach dem Waldsaum, bald fragend nach dem Nashorn sehend. Jetzt setzen sich zwei Böcke in Galopp, die ganze Herde schließt sich an und stürmt halb rechts beim Nashorn vorbei. Und das ist gut, denn sie hätten das Heranpürschen sehr erschwert.

Zerstreut in der Ebene lagen viele kleine Gebüsche und Baumgruppen, meist mit einem Termitenhügel in der Mitte. Das Nashorn war hinter einem solchen verschwunden und mußte jeden Augenblick auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kommen. Da dies nicht geschah, setzten wir uns in der Richtung auf das Gebüsch in Bewegung. Nun begann es streitig zu werden, welches von zwei solchen Gebüschen, die etwa 700 Meter entfernt waren, es sei. Die Neger meinten das rechte, ich das linke. Vorsichtig kamen wir näher. Wir hatten noch ein größeres Gebüsch, das im

Wege lag, zu passieren. Hier wollte ich Halt machen und von dem Termitenhügel in der Mitte aus einige Minuten die kaum achtzig Meter entfernten fraglichen Gebüsche beobachten.

Auf den Zehenspitzen ging ich um dies Gebüsch herum, um den besten Platz zum Ersteigen des Termitenhügels zu finden. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, wo es etwas brenzlig werden könnte, blieben die Neger ganz wie zufällig ein wenig zurück. Eben komme ich um das Gebüsch, um den besten Eingang zu finden und sehe — das Nashorn auf kaum fünf Schritt, das Hinterteil halb auf dem Termitenhügel, das Vorderteil schräg nach unten, mit eingekeilten Läufen, daliegen. Es liegt genau im Profil, und das kleine boshafte Auge sieht mich scharf an.

Was nun?

So groß hatte ich mir das Tier doch nicht vorgestellt. Auch die Neger haben an meiner Haltung gemerkt, was da los ist, und stehen mäuschenstill hinter dem Gebüsch. — Das Tier rührt sich nicht. Durch das scharfe Hinsehen verschwimmt mir das Auge. Nur ja keine schnelle Bewegung! Langsam, aber doch zitternd, nehme ich den Karabiner höher und höher; ich liege im Anschlag, zittere aber bedenklich vor Aufregung; das Tier zuckt mit dem Auge; jetzt den Schuß ins Gehirn: es knallt, und in demselben Augenblick bäumt das Tier schnaubend hoch auf. Weiter konnte ich nichts sehen, denn mit einer Geschwindigkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, bin ich in ein paar Sätzen hinter das Gebüsch gesprungen, habe geladen und glaube jeden Augenblick das Tier um das Gebüsch herumkommen zu sehen. Doch meine Neger zeigen nach vorn; da trottet das Nashorn schwerfällig, sich halb und halb schleppend, langsam nach einem der anderen Gebüsche hinüber und verschwindet darin. Das mächtige Tier so gebrochen dahin-

schleichen zu sehen, machte auf mich einen tiefen Eindruck, zumal es mir vorher solche Achtung eingeflößt hatte. Immer kommt mir auf meinen Jagden wieder die Frage: Wie komme ich dazu, den Tieren ihr Leben zu nehmen; und so habe ich eine Ahnung, als ob sich einmal solch ein Wildnisbewohner an mir rächen würde für alle die erlegten Tiere! —

Jetzt hatte ich einen großen Fehler gemacht. Ich hätte schnell hinterherlaufen und dem Tier auf nahe Entfernung einen Schuß hinters Ohr geben sollen, ehe es in das Gebüsch kam. Wie das Tier nun da herausbekommen? Das Gebüsch hatte höchstens fünfzehn Meter im Quadrat, auch mit einem Termitenhügel in der Mitte.

Ich beschloß nun folgendes: Ich selbst legte mich etwa fünfzig Meter halbseitwärts hinter eine kleine Bodenerhöhung, so daß ich im Liegen, auf einem kleinen Busch aufgelegt, schießen konnte, schickte dann einen Neger mit seinem Vorderlader fünfzig Meter gegenüber hinter einen kleinen Busch, erlaubte dem andern, so gut er könne, für seine Sicherheit zu sorgen, und ließ nun den ersteren einen Schuß nach dem anderen auf gut Glück in das Gebüsch abgeben. Ich selbst lag schußbereit im Anschlag. — Drei Schuß ohne Erfolg! Der Neger winkt und zuckt fragend mit den Achseln; ich winke ihm zu schießen; zögernd entschließt er sich dazu, unglücklicherweise gerade in dem Augenblick, als das Nashorn aus dem Gebüsch ausbricht; so hat es gesehen, von wo der Schuß kam, getroffen hat der Neger natürlich nicht; das verwundete Tier nimmt, anscheinend in der letzten verzweifelten Aufregung, wütend die Hörner herunter, um im Galopp auf den Neger loszurennen. Dieser wirft sein Gewehr fort, reißt aus und schreit: Mafisch resass, mafisch resass! (Keine Patronen mehr!)

Jetzt muß der tötliche Schuß kommen, das fühle ich, oder es ist um den Schwarzen geschehen; ich lege an,

halte vor das Blatt, schieße, und zehn Fuß vom Neger bricht das Tier unterm Feuer zusammen. Ein Freudenschrei der beiden Schwarzen, namentlich des Ausgerissenen. Aber noch immer ist das zähe Tier nicht verendet. Halb kriechend schleppt es sich wieder nach dem Gebüsch zu. Das kann ich nicht mehr mitansehen. Auf Gefahr hin, nochmals attackiert zu werden, gehe ich von hinten auf drei Fuß heran, schieße hinters Ohr und im letzten Schmerz überschlägt sich das Nashorn nach hinten, streift mich, so daß ich zu Boden geschleudert werde, gurgelt dumpf und streckt sich lang aus.

Bei aller Freude, solch ein starkes Tier erlegt zu haben (gemessen 1,60 m Schulterhöhe — das vordere Horn 65 cm) empfinde ich doch tiefes Mitleid; wie viel Stunden hat es sich gequält und herumgeschleppt. Ich habe den Fehler beim Anschuß gemacht. Man soll diese starken, zähen Dickhäuter nur dann schießen, wenn man hundert Aussichten gegen eine hat, daß der erste Schuß tödlich wirkt.

Der erste Schuß saß in der rechten Weiche, der zweite hinter den Ohren im Hals und die Wunde schweißte stark; der dritte Schuß war über dem rechten Auge, etwas zu weit vorn, so daß das Gehirn nicht getroffen war; der vierte Blattschuß war bis ans Herz gedrungen, nicht ganz hinein doch saß die Kugel schon halb im Herz; der fünfte saß hinterm Ohr und ein Teil der Kugel war im Gehirn zu Atomen zersplittert.

Es war schon gegen Mittag, als das Tier erlegt wurde. Von allen Seiten kamen auch schon scharenweise die Marabus, diese abenteuerlichen Riesenstörche, die Aasgeier, Milane und Bussarde herbei und zogen krächzend und pfeifend große Kreise über dem Platze.

Die Hörner wurden gleich abgetrennt und mitgenommen. Nachdem alle Schüsse genau untersucht, der Schädel

nach langen Bemühungen zersplittert war, blieb wieder ein Neger als Posten am Platz, während ich mit dem anderen den Heimweg nach dem Lager antrat.

Hier herrschte große Freude und die Schwarzen achteten ihren Herrn wieder um ein gut Teil höher, daß er das boshafte „Kifaro“ erlegt hatte.

Seit ich diesen Bericht in meinem Tagebuch niederschrieb (1891) habe ich durch zahlreiche Erfahrungen in Vielem eine wesentlich andere Ansicht über Nashörner gewonnen.

Tierleben in der Savanne

(Kisiwani-Wapare-Land).

Es ist am späten Nachmittag.

In der Savanne, die noch vor einer Stunde infolge der schwülen Hitze mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt in träger Erschlaffung lag, beginnt es lebendig zu werden. Leise Windstöße von den nahen Bergen bringen Bewegung in die regungslosen Bäume und das hohe Gras; ein Duft wie von feuchtem Laub kommt mit diesem Luftzug, denn in den Bergen hat es gewittert.

Die üppige Savanne, deren Charakter in der Abwechslung liegt, macht den Eindruck eines großen Naturparkes. Verstreute Baum- und Buschparzellen, die ihr Wachstum meist einem fruchtbaren Termitenhügel verdanken, bilden die wunderlichsten Formen.

Große Bäume mit flachem Laubdach, mit Lianen umumrankt und mit anderen verbunden, wechseln mit den schlanken Borassuspalmen und den ungefügen, vereinzelten Affenbrotbäumen, den „Elefanten in der Pflanzenwelt“.

Fast überall ist der Blick bald durch die Fülle der Baumgruppen begrenzt; nur nach einer Seite öffnet sich dem Auge ein weiter Durchblick, da, wo die Savanne allmählich in die weite Steppe übergeht. Der Boden erscheint in seiner gleichmäßigen Ebenheit und dem meist kurz abgeweideten Gras wie ein Teppich. An einigen Stellen steht noch üppig hohes Gras, das dem Wildgeschmack nicht zusagt.

Die wechselvolle Savanne steht in großem Gegensatz zu

der eintönigen, unbegrenzten Steppe; doch es ist schwer zu sagen, was schöner ist.

Auf einem Termitenhügel, versteckt durch das ihn umgebende Gebüsch, liegt schon seit einer Stunde ein Jäger auf dem Anstand. Den Kopf etwas über das Buschwerk erhoben, blickt er halb rechts in die weite Grassteppe, während links vor ihm die Savanne liegt, gekrönt durch die jetzt klaren, blauen Gipfel des Wapare-Gebirges. Etwas tiefer sitzt einer seiner Neger mit Jagdmesser und Patronen, während der andere unten am Rand des Gebüsches hinter einer jungen Dumpalme liegt, um nach rückwärts aufzupassen.

Alle drei sind durch den frischen, kühlen Wind munterer geworden und passen schärfer auf. Es ist gerade dieser Platz gewählt, da etwa hundert Schritt entfernt der Wechsel eines starken Elandbullen ist — so sagen wenigstens die beiden Neger, die in den letzten Tagen hier herumgespürt haben. Es ist eigentlich nicht Jagdgewohnheit in Afrika, sich auf den Anstand zu legen, da das meiste Wild täglich andere Wechsel nimmt, doch die Eland-Antilope, ähnlich wie das Nashorn und vereinzelte Büffel, bildet eine Ausnahme. Gegen Abend soll der Bulle diesen Weg zu einem nahen Sumpf nehmen.

Auch in der Tierwelt beginnt es lebendig zu werden. Von allen Seiten tönt das Schnarren der zahlreichen Perlhühner; in langer Reihe trippeln sie aus einem Gebüsch ins andere hinüber. — Eine große Schildkröte mit steilem Buckel ist durch ein Perlhuhn, das sich auf sie gesetzt hat, aus ihrer Ruhe gestört und geht hochbeinig, mit weit vorgestrecktem Kopf, planlos dahin. — Ein schöner bunter Leguan kommt zur nicht geringen Überraschung des Jägers unten aus dem Gebüsch heraus, in dem er liegt, und kriecht vorsichtig, züngelnd, nach einem anderen Buschwerk hinüber. Als er etwa die Hälfte des Weges hat, streift ihn der Schatten eines

tief kreisenden Raubvogels, und so schnell er kann, mit erhobenem Schwanz und Kopf rennt er seinem Schlupfwinkel zu. — Der Neger flüstert etwas hinauf, zeigt nach rückwärts und macht durch Geberden verständlich, daß da etwas kommt. Vorsichtig wendet sich sein Herr um, es knackt ein Ast bei der Veränderung seiner Lage, und man hört mehrere Tiere in regelmäßigem Dreischlag fortgaloppieren. Es waren einige verscheuchte Zebras.

Er wendet sich wieder nach vorn.

Fern in der Steppe sieht er das Großwild in langen Reihen langsam dahinziehen; es sind jedenfalls Wasserböcke, die selten ihre sichere, freie Ebene verlassen.

Ein großes Naturtheater, dessen Kulissen malerische Baumgruppen und dessen Dekoration die weite Steppe mit den blauen Bergen ist, belebt von den Urbewohnern der Wildnis!

Jetzt flüstert der Neger wieder etwas hinauf und zeigt nach links. Richtig, da kommen zwei — drei — vier — fünf Hartebeester spähend und witternd um eine Baumgruppe herum; auch ein Kleines ist dabei. Die Tiere stehen eine Weile mit erhobener Nase. Dann tritt ein alter Bock vorwärts, schreitet kaum dreißig Schritt an dem Versteck vorbei und bleibt auf dem freien Platz stehen. Jetzt scheint er sicher zu sein; er senkt den Kopf, wendet ihn mit gebogenem Hals rückwärts und stößt ein leises „mbà“ aus. Bei all dem Ernst der alten Tiere macht das Kleine solche übermütigen Sprünge, daß es fast hinfällt; die Geschicklichkeit seiner Glieder steht noch nicht im Verhältnisse zu dem wilden Übermut. Die Tiere gehen ruhig Schritt für Schritt mit gekrümmtem Vorderlauf langsam vorwärts; der Bock steht etwa zwanzig Schritt gegen den Wind voraus. Die Mutter der Kleinen hebt ab und zu den Kopf in die Höhe, biegt den Hals nach vorn durch und blickt den Sprüngen ihres Jungen

zu; manchmal scheint Stolz in ihrem Auge zu liegen, manchmal scheint ihr Blick verweisend, wenn sie eine Nickbewegung macht und mit dem Fuße stampft. Auch zwei kleine Zwerg-Antilopen sind, sicher gemacht durch den Schutz der größeren Tiere, aus ihrem Busch herausgekommen und sehen wie ein Spielzeug gegen die ungefügen Hartebeester aus. Das Kleine scheint allen Respekt vor dem Alter zu vergessen und springt neckisch und herausfordernd um die noch kleineren Geschöpfe herum.

Die Hartebeester sind langsam weiter gegangen und stehen schon auf 200 Schritt; doch das Junge kann sich immer noch nicht von seinem Spielzeug trennen. Die Alte kehrt um, bleibt stehen, stampft mit dem Fuß, schnaubt; alles umsonst; sie muß den kleinen Leichtsinn selbst holen. Auch dem Bock ist es gar nicht angenehm, daß sein Trupp so auseinander ist, man sieht es an seinem unwilligen Kopfschütteln. So ziehen die Tiere dahin, bis sie durch neue Gebüsche dem Blicke entzogen sind.

Die eine der kleinen Antilopen hat sich anmutig hingelegt und vertreibt sich die Zeit mit Kauen, während die andere noch weiter grast. Diese kleinen Geschöpfe in der riesenhaften Umgebung neben den mächtigen Affenbrotbäumen — es ist wie ein Märchenbild!

Die Sonne steht schon tief. Da, wo ihre Strahlen einen Durchweg durch die Baumparzellen finden, übergießen sie einzelne Gruppen grell mit rötlichem Licht, während andere im schwarzen Schatten stehen und sich mit ihren phantastischen Formen scharf gegen den helleren Hintergrund abheben.

Den Elandbullen würde der Jäger fast vergessen haben, wenn das Tier sich nicht selbst gemeldet hätte. Links, noch weit fort, hat er etwas auftauchen sehen. Jetzt, da ist es wieder, näher; ein starker Eland mit prachtvollem Gehörne

kommt trottend daher; sobald die Sonne ihn trifft, leuchtet sein rötliches Fell hell auf.

Beim Anblick des stolzen Tieres klopft dem Jäger das Herz. Er hat doch sonst kein Jagdfieber? Ist es der Eindruck, den heute die Natur mit ihren Kindern auf ihn gemacht hat? Er ist doch hergekommen, um den Eland zu schießen?

Alle Kraft zusammengenommen. Das Tier kommt ihm schon auf 200 Schritt. Er schießt nur, wenn er sicher ist, tödlich zu treffen. Bleibt das Tier in diesem Tempo, so hält es schwer.

Jetzt biegt es halbrechts und kommt so gerade vor ihm auf 100 Schritt vorbei.

Ein schriller Pfiff seines Negers. Der Bulle steht lauschend mit erhobenem Kopf, ein Schuß — und ein dumpfes „mböa" ausstoßend bricht das edle Wild zusammen. Gott sei Dank, der Schuß saß gut.

Verscheucht jagt eine Zebraherde donnernd nach der freien Steppe. Eine große Staubwolke läßt die untergehende Sonnenscheibe in blassem Lichte erscheinen: Ihr Antlitz scheint getrübt beim Anblick des sterbenden Eland.

Der Jäger ist hinzugetreten; wie hatte er sich immer gewünscht, einmal ein Eland zu schießen; nun hat er es erreicht, sollte eigentlich seinen Hut in die Luft werfen und jubeln, und ihm ist gar nicht danach zumute; er weiß selbst nicht recht warum. Welch ein schönes Tier! Das sieht er erst jetzt, wo er dicht daran ist; wie zart sind die weißen Streifen in das rötliche Fell hineingezeichnet!

Nachdem ein großes Feuer angemacht ist, läßt er einen Neger mit seinem Vorderlader zurück, um lästige Raubvögel und Hyänen abzuhalten, bis die Leute kommen, um das Fleisch zu holen.

Es ist schon ganz dunkel auf dem Weg zum Lager; die

Dämmerung ist so kurz, der Übergang von Tag zu Nacht so plötzlich, daß dem Menschen noch lange der Eindruck der scheidenden Sonne lebendig bleibt; auch ihm steht das Naturbild von heute abend mit allen Einzelheiten noch hell vor Augen. Wie schade, daß er niemanden hat, der das alles mit sehen, mit empfinden kann.

Denn die Neger haben hierfür keinen Sinn.

Jagdstimmung am Shire.

Es ist kurz vor Sonnenuntergang.

Ein großes Stahlboot, beladen mit Kaffee und von einem Europäer geführt, kommt schnell mit dem Strom den Fluß herunter. An einer Stelle, wo das steile Ufer des tief in die Ebene eingeschnittenen Shire einen breiten Wildwechsel durchläßt, der in sanftem Gefälle zum Wasser führt, wird gelandet.

Die Neger springen ganz gegen ihre Gewohnheit lautlos an Land, um den Anker auszubringen und das Boot festzumachen. Ihr Herr hat ihnen versprochen, sein Möglichstes für einen guten Braten zu tun; und wenn ein Neger Aussicht auf Fleisch hat, kann er sich soweit verleugnen, ruhig zu sein.

Um diese Zeit nähert sich das Wild von allen Seiten dem Fluß, um nach dem heißen Tage den Durst zu stillen.

Der Europäer ist vorsichtig nach dem Rand der Ebene hinaufgeschritten und verbirgt sich oben hinter einer Schilfstaude.

Von hier sieht er die Wasserböcke in getrennten Trupps zu zehn bis fünfzehn Stück, im Gefühl großer Sicherheit, langsam ziehend, nach den Fluß zu kommen; denn hier kommt ja fast niemals ein Mensch her.

Das langhaarige, silbergrau schimmernde Fell der Tiere mit dem lamaartig nach vorn durchgebogenen Hals gibt ihnen ein zottiges Aussehen.

Würde der Jäger ruhig in seinem Versteck liegen blei-

ben, so hätte er in kurzer Zeit einen Trupp so nahe, um bequem ein schönes Stück herausschießen zu können; doch diese Art der Jagd behagt ihm nicht. Er hängt den Karabiner um und kriecht geduckt in einer Regenrinne entlang, um sich an einen Trupp von sechs Böcken heranzuschleichen. Als er um eine Biegung der tiefliegenden Rinne kommt, sieht er plötzlich einen einzelnen starken Bock mit prachtvoll geschweiftem Gehörn auf kaum fünfzig Schritt vor sich; das Tier geht abgesondert, ruhig grasend vorwärts. Der schneeweiße Ring auf dem Hinterteil, das hell-silbergraue Fell, die sich nach unten verdunkelnden Beine, die schon im Schatten der Rinne stehen, geben dem stolzen Wilde ein malerisches Aussehen.

Das Tier ahnt nichts von der nahen Gefahr; ein leichter Wind aus der Ebene macht selbst seine scharfe Witterung zu Schanden.

Der Jäger liegt gebückt auf der Erde und beobachtet; ihn beschleicht ein Gefühl des Mitleids.

Brauchen denn seine Leute so notwendig Fleisch? Haben sie nicht genug anderes zu essen? Und ist er denn überhaupt nur deswegen auf Jagd gegangen, oder nur, um sein Vergnügen zu haben?

Der Bock legt sich, wälzt sich auf dem Rücken und schlägt im Übermut die Spitzen seines Gehörns tief in den Sand. Die ihm eigentümlichen, schnaubenden Laute beweisen sein Gefühl des Wohlbehagens. Jetzt richtet er sich halb auf, so daß die Spitzen seines Gehörns von den Strahlen der Sonne getroffen werden. Er spitzt die Ohren! Als ob er diese Strahlen fühlte, als ob er diesen Abchiedsgruß der Sonne verstände, springt er auf und steht mit zur Sonne gewendetem Kopf, im rötlichen Lichte glänzend, in seiner ganzen Schönheit da.

Der Jäger hat einen Entschluß gefaßt. Er läßt seinen

Karabiner liegen und kriecht, tief zur Erde gebückt, näher. Jetzt ist er bis auf zwanzig Schritt heran; er springt auf.

Wie gebannt steht der Wasserbock, nur den Kopf zu der unerwarteten Erscheinung gewendet. — Da stehen Mensch und Tier in der großen freien Natur sich Auge in Auge gegenüber.

In einem Augenblick glaubt der Jäger im Auge des Tieres Verwunderung in Entsetzen übergehen zu sehen. — Mit einem Sprung ist der Bock auf dem Rande der Regenrinne, und in gestrecktem Galopp, den Kopf weit zurückgebogen, flieht er über die weite Ebene dahin, alle Tiere in seiner Panik mit sich reißend.

Welche Gedanken mögen den sinnenden Jäger beschäftigen? Wie hat ihn das Tier angesehen! Wer diesen Blick gesehen hat, weiß, daß es auch bei den Tieren ein Gemütsleben gibt.

Wie gut, daß er das Tier nicht erlegt hat; er atmet erleichtert auf, ihm ist so frei und wohl ums Herz.

Als er zurückschreitet, um seinen Karabiner aufzunehmen, steht da einer seiner Neger mit solch einem erstaunten, dummen Gesicht, daß er hell auflachen muß.

Das will dem Schwarzen nicht in den Kopf, warum sein Herr den Bock nicht erlegt hat; er hatte es doch so leicht! —

Büffeljagd.

Am 21. September 1893 kam ich, auf der Rückreise vom Nyassasee nach der Küste begriffen, mit einem großen Stahlboot der Afr. Lakes-Co. in Chilomo an. Dieser Ort liegt gerade am Zusammenfluß des Shire und Ruo. Sowohl bei unserer Bergfahrt mit der v. Wißmannschen Seen-Expedition, als auch bei mehrfacher späterer Anwesenheit hierselbst war ich in dieser Gegend sehr viel auf Jagd gewesen. Ich habe nirgends in Afrika, außer am Kilimandjaro einen solchen Wildreichtum von fast allen Tiergattungen gefunden. Man kann sagen, daß nahezu die meisten Wildarten der Erde hier vertreten sind, so die Dickhäuter: Elefant, Flußpferd und Nashorn; der Büffel, das Zebra, alle Antilopenarten, von der mächtigen Eland-Antilope bis herab zu den Zwerg-Antilopen, alle Arten Raubwild, namentlich Löwe und Hyäne; auch Leoparden kommen häufig vor; am Shire und Ruo wimmelt es von Krokodilen; nur die Giraffe und das Gnu fehlen in dieser Gegend.

Zwischen den Dörfern Mtsa-tsa und Mona liegt eine große, flache Ebene, die nur ab und zu von langgedehnten, niedrigen Höhenwellen durchzogen ist; sie ist fast durchweg mit niedrigem Gras bewachsen, das ab und zu durch Gruppen von hohem Riedgras unterbrochen ist; da, wo in Regenrinnen und Bodenvertiefungen nach der Regenzeit die Feuchtigkeit am längsten zurückgeblieben ist, steht brusthohes, grünes Kraut, das beim Abbrennen des Grases dem Feuer Stand gehalten hat. Eine solche Bodenvertiefung

sollte mir später fast verhängnisvoll werden. Zwischen Mona und Mtsa-tsa, also auf eine Entfernung von etwa fünfzehn Kilometer findet sich weit und breit nur eine einzige Gruppe von etwa zwanzig hohen Ahornbäumen. Diese ganze Ebene, von den Engländern „Elephant-Marsh“ genannt, ist im Osten vom Shire begrenzt, während sie von den anderen drei Seiten teils durch Savanne, teils durch hochstämmigen Wald eingeschlossen ist.

Hier ist das beste Jagdrevier der ganzen Gegend. Große Herden von 50—100 Wasserböcken und darüber durchziehen die Ebene nach allen Richtungen; Rudel von 10—20 Zebras gehen täglich aus den Waldungen nach dem Fluß zur Tränke; vereinzelt kommen Hartebeester, Riedböcke, alle kleineren Antilopenarten und Schwarzwild vor. Das Nashorn hält sich mehr in der Nähe der Berge auf, doch kommen in der ganz trockenen Zeit auch vereinzelte Tiere zum Fluß, um ihren Durst zu stillen. Die Elefanten, nach denen die Ebene ihren Namen erhielt, sind fast ganz verscheucht; in der Regenzeit, wenn große Teile der Ebene unter Wasser stehen und die Jagd erschwert ist, kommen sie ab und zu in großen Herden hierher, verweilen jedoch nur sehr kurz und sind äußerst scheu, denn man hat ihnen ihrer schönen Zähne halber zu sehr nachgestellt.

Die Büffel jedoch erscheinen immer noch alljährlich in solchen Massen, daß ihre Jagd nach wie vor gleich lohnend geblieben ist. Sobald im Gebirge nach der Regenzeit die Pfützen und Tümpel austrocknen und die Wasserläufe versiegen, steigen diese mächtigen Tiere in großen Herden von 800—1000 Stück in die Flußniederung hernieder. Als wir in den Monaten September—November 1892 auf der Bergfahrt hier mit der Expedition auf Durchmarsch waren, standen schon starke Herden in der Ebene. Herr Dr. Bu-

miller wurde in einer Nacht fast von einer großen Herde überrannt.

Als ich diesmal auf der Rückreise durchkam, standen nach Aussage der Eingeborenen drei große Herden von etwa 1000 Stück jede zwischen Mona und Mtsa--tsa. Da ich ohnehin in Chilomo etwa acht Tage auf den nächsten Dampfer warten mußte, so wollte ich diese Zeit zur Jagd benutzen. Von meinem schweren Fieber war ich wieder so weit hergestellt, daß ich mir kleine Jagdpartien erlauben konnte.

Ich wohnte auf dem linken Ruo-Ufer beim Kommandanten der Portugiesischen Station, Herrn Maieul, den ich vor Jahresfrist kennen gelernt hatte, und der mich in der freundlichsten Weise einlud.

Auf dieser Seite hat die Landschaft den ausgesprochenen Charakter der Savanne, nur ab und zu durch Grassteppen von etwa ein bis zwei Kilometer Ausdehnung unterbrochen. Hier ist die Jagd nicht so ergiebig, dafür hat die Landschaft für den europäischen Afrikaner einen Reiz, daß man sich oft fast in Europa glauben kann. Waldparzellen mit leichtem Unterholz, getrennt durch scheinbar wohlgepflegte Rasenflächen, verleihen der Landschaft ein parkähnliches Gepräge. Auch die Art der Jagd auf die hier nur einzeln vorkommenden, mittelgroßen Antilopen-Arten ähnelt sehr der europäischen Jagd. In den ersten drei Tagen zog ich meist mit Herrn Maieul hinaus, und meist kehrten wir mit einem Hartebeest oder einem Riedbock heim. Am dritten Tage hatte Herr Maieul sogar einen starken Löwen auf etwa dreißig Meter gesehen, war jedoch nicht zu Schuß gekommen, da der König der Tiere die nähere Bekanntschaft mit dem Europäer ängstlich vermieden hatte. Am vierten Tage ging ich auf das rechte Ufer des Shire hinüber. Hier kannte ich jeden Weg und Steg oder richtiger jeden Baum und

jedes Gebüsch, denn Wege sind nicht vorhanden. Früher hatten wir mit unserer Expedition hier auf dem rechten Ufer unser Lager gehabt, der englischen Station gegenüber. Längs dem Flusse ist zunächst ein Streifen von übermannshohem Schilfgras; dann folgt eine Grassteppe mit ganz niedrigem Gras, die nur ab und zu mit kleinen Gebüschen durchsetzt ist. Etwa einen Kilometer vom Fluß geht diese Steppe durch Savanne allmählich in hochstämmigen Laubwald über, der teils ganz licht ist, teils so dichtes Unterholz hat, daß man nur mit dem Seitengewehr hindurch kann. Ungefähr zehn Kilometer südlich treten Hügel und kleine Berge dicht an den Fluß heran. In ihren unzähligen Mulden ziehen sich tief eingeschnittene, steinige Flußläufe entlang, die nur zur Regenzeit Wasser haben. In dieser Gegend gibt es viele Eland-Antilopen und Zebras. Selbst die so seltene, herrliche Kudu-Antilope lebt hier in kleinen Rudeln. Auch Löwen und namentlich Leoparden sind häufig. Vereinzelte Nashornfährten führen durch Wald und Ebene nach dem Fluß; einmal bin ich einer solchen drei Stunden lang nachgegangen und habe mich davon überzeugt, wie zurückgezogen diese Tiere leben, und welche weite Wanderungen hin und zurück sie unternehmen, um zur Tränke zu gehen.

An diesem Morgen sah ich vereinzelte Hartebeester, ein starkes Rudel Wasserböcke und eine flüchtige Eland-Antilope, ohne jedoch zu Schuß zu kommen. Erst auf dem Rückweg erlegte ich am Waldrand ein Warzenschwein und am Fluß eine Zwerg-Trappe. Für den 26. September hatte ich eine Büffeljagd angesetzt, da mir ein Neger namens Manamula aus Mona an diesem Tage seine Führung zugesagt hatte.

Schon am 25. September nachmittags ging ich nach Mtsa-tsa, um dort zu übernachten und am anderen Morgen schon mit Tagesanbruch in der Nähe der Büffel zu sein.

Nach eineinhalbstündigem Marsch durch kleine Grasebene und dürre Savanne kam ich um fünf Uhr in Mtsa-tsa an. Während ich im Dorf durch meine Leute unter einer großen Sykomore das Lager für die Nacht bereiten ließ, unternahm ich einen Orientierungsgang nach dem Elephant-Marsh. Mtsa-tsa ist von dieser großen Ebene durch einen Streifen von hochstämmigem Wald getrennt, der dicht bei dem Dorf etwa einen Kilometer breit ist, sich nach Osten immer mehr verbreitert und schließlich in den Bergwald übergeht. Hier gibt es sehr viel Warzenschweine. Ich trieb auch mehrere auf ganz nahe Entfernung auf, wollte jedoch nicht schießen, um mir die Jagd für den nächsten Morgen nicht zu verderben. Ich streifte bis 3/46 Uhr teils am Waldrand umher, ging teils etwa einen Kilometer in die Ebene hinein, sah jedoch nur große Herden von Wasserböcken und vereinzelte Zebra-Trupps, die langsam nach dem Fluß zogen; von Büffeln konnte ich trotz meines scharfen Glases nichts entdecken.

Die afrikanische Steppe hat namentlich in der Abendbeleuchtung einen eigenen Zauber, der sich schwer mit Worten so wiedergeben läßt, wie man ihn empfindet. Man sieht in Afrika Beleuchtungen, wie man sie bei uns zu Hause gar nicht kennt; so kam es auch, daß Landschaftsbilder von Malern, die selbst in Afrika waren, zu Hause vielfach als übertrieben bezeichnet wurden, oder daß man gewisse Beleuchtungen für erfunden hielt. Gerade die Abendstimmung einer afrikanischen Landschaft hat für mich stets einen ganz besonderen Reiz gehabt. So war es auch an diesem Abend ein herrlicher Anblick, das große Wild in langen Zügen durch die in rötlichem Licht liegende Ebene dem Fluß zuwandeln zu sehen. Es war ein Bild tiefsten Friedens — und doch, welcher Kampf um das Dasein herrscht gerade in der Tierwelt hier in Afrika!

Kurz vor Sonnenuntergang trat ich den Rückweg nach Mtsa-tsa an; ich nahm meinen Weg über einen großen Wassertümpel, der etwa 200 Meter vom Waldrand in der Ebene liegt, und der viel vom Wild besucht wird. Schon als ich in die Nähe kam, sah ich an der massenhaft vorhandenen, ziemlich frischen Losung, daß eine Büffelherde hier durchgekommen war; sie mußte heute Mittag hier gewesen sein und auch hier gelagert haben, denn auf etwa 100 Meter im Umkreis war alles zertrampelt, und viele Vertiefungen zeugten davon, daß sich die Tiere hier gewälzt hatten. Ein breiter, zerstampfter Pfad zog sich von hier in östlicher Richtung in die Ebene hinein. Diesen Pfad beschloß ich am nächsten Morgen zunächst einzuschlagen, denn ich hoffte, hier bald einen Anhalt über den Verbleib der Herde zu finden.

In Mtsa-tsa nahm ich ein leichtes Abendbrot, aus gerösteten Maiskolben, Mehlbrei und etwas Eingemachtem bestehend, ein und legte mich zur Ruhe.

Um fünf Uhr am andern Morgen, als es noch dunkel war, machte ich mich mit dem Neger, der als Führer diente, obgleich ich nun nach meiner gestrigen Orientierung nach eigenem Ermessen ging, auf den Weg und nahm außer Manamula noch einen Neger, namens Nyerera, mit, der zum Hereinschaffen des „Gehörns“ des noch zu schießenden Büffels dienen sollte. Als wir aus dem Wald in die Ebene traten, begann es gerade im Osten leicht zu dämmern. Vorsichtig wurde zunächst am Wasserplatz nach frischer Losung umhergespäht; wir fanden jedoch nichts als viele Hyänenfährten. Ich schlug nun den uns vorgetretenen Büffelpfad ein und hoffte so im schlimmsten Fall im Laufe des Vormittags der Herde zu begegnen oder sie doch zu Gesicht zu bekommen. Meist gehen die Büffel eine Zeitlang nach einem bestimmten Wasserplatz; es war anzunehmen, daß sie heute wieder die-

sen selben aufsuchen würden. Die Neger sagten, es seien „Niati-tele“ (viele Büffel). Ich schätzte nach der Losung und den Fährten auf etwa 300—500 Stück. Um eine allgemeine Orientierung über den Kafferbüffel, sein Leben und seine Jagd zu geben, schicke ich einiges voraus, was ich mir selbst während der nächsten Stunden meiner Suche vergegenwärtigte.

Der Kafferbüffel ist dunkelbraun, häufig fast schwarz, alte Tiere grau, ziemlich kurzhaarig, wie fast alles afrikanische Wild. Er hat ein paar mächtige, auf dem Kopf breite Hörner, die in der Mitte gescheitelt und sich verjüngend, nach beiden Seiten zunächst am Schädel heruntergebogen sind, um dann wieder nach oben und ein wenig zurück in eine mäßig scharfe Spitze auszulaufen. Bei starken Bullen ist die Scheitelbreite etwa zwei Handspannen, die Gesamtausdehnung des Gehörns fast die Armspannweite eines Mannes; bei Kühen sind die Hörner schmäler, 1—1¼ Handspannweite. Starke Bullen stehen bis 1.80 Meter mit dem Widerrist; Durchschnittshöhe der Büffel in dieser Gegend im allgemeinen ist 1.70—1.75 Meter. Der Huf ist bei starken Bullen etwa 1 Handspanne im Durchmesser; wer diese Zahlen mit einheimischen, starken europäischem Vieh vergleicht, wird einen Begriff von der Mächtigkeit des in der Freiheit lebenden afrikanischen Kafferbüffels bekommen.

Der Büffel lebt sehr gesellig, meist in zahlreichen Herden. In Gegenden, wo man Büffel vereinzelt oder in kleinen Trupps findet, hat dies meist seinen Grund in Wildseuchen; nach deren Verheerungen nur wenige Büffel übrig geblieben sind; diese wandern dann meist aus. Aber auch in solchen Gegenden, wo starke Herden beisammen sind, findet man häufig vereinzelte alte Bullen, die sich dauernd von den Herden trennen. Es ist dies eine Erscheinung

bei fast allem Wild; man hat ja auch bei den Menschen ähnliches. Diese alten, ausgestoßenen Bullen gelten in Afrika allgemein für das gefährlichste Wild, fast für das einzige, das den Menschen ohne jede Veranlassung annimmt, ja geradezu heimtückisch und mit Berechnung überfällt. Selbst der Löwe und Leopard suchen die Menschen zu meiden; das Nashorn rennt wohl mal durch eine Karawane, rennt auch mal einen Menschen um, mehr aus Dummheit und Angst als mit Absicht; jedoch der Büffel gilt für heimtückisch und vor allem ausdauernd; hat er einen Menschen erst einmal angenommen, so läßt er nicht eher nach, als bis er ihn mausetot gestoßen und getrampelt hat oder es getan zu haben glaubt. Ein Engländer, der, wenn ich nicht irre, als Arzt in der Nähe der Station Mtsa-tsa in einer Mission lebte, wurde fast von einem Büffel getötet.

Er war mit seinem Boy auf Jagd gegangen und trieb zufällig im hohen Gras einen Büffel auf. Leichtsinnig genug schoß er sofort spitz von hinten auf den flüchtigen Büffel, statt ihm vorsichtig nachzugehen und ihm einen ruhigen und sicheren Schuß beizubringen. Er verwundete das Tier, und wütend machte es Kehrt und kam so schnell im Galopp auf ihn zu, daß er keine Zeit mehr zum Laden und Schießen hatte. Der Büffel nahm ihn aufs Horn, warf ihn hoch in die Luft und trampelte alsdann auf ihm herum, bis er leblos liegen blieb. Sein Boy hatte von einem Baum, auf den er geflüchtet war, den ganzen Vorfall mit angesehen. Der Büffel ging langsam etwa zwanzig Schritt fort, blieb dann stehen und beobachtete sein Opfer; unglücklicherweise machte der Engländer einige Zuckungen. Sofort trottete der Büffel wieder hin, um ihn nochmals gründlich mit Hörnern und Hufen zu bearbeiten. Dann blieb er ganz dicht bei ihm stehen, beschnüffelte ihn, trottete dann wieder ein Stück fort, blieb abermals stehen, um zu beobachten und nach kurzer Zeit ver-

schwand er im hohen Gras. Nachdem der Boy sich sicher glaubte, eilte er nach der Station, holte Hilfe und der bewußtlose Engländer wurde heimgetragen. Erst nach Monaten hatte er sich so erholt, daß er zur Küste gehen konnte.

Die Neger sagen, daß der verwundete Büffel, dem man in das hohe Gras nachfolgt, im Bogen wieder auf seiner eigenen Fährte zurückgeht und leise und vorsichtig so dem Jäger in den Rücken fällt.

Einem deutschen Unternehmer in Portugiesisch-Afrika, am Sambesi, sind im Laufe eines Jahres über dreißig Neger durch verwundete Büffel auf der Jagd verwundet und getötet worden. Alte, ausgestoßene Bullen sollen häufig geduckt im hohen Gras den Menschen vorbeilassen, um ihm plötzlich und heimtückisch in den Rücken zu fallen.

Man hört in Afrika von Negern und Jägern zu gleichmäßig in dieser Weise über die Gefährlichkeit des einzelnen Büffels urteilen, als daß man es nicht glauben müßte. Herr Major von Wißmann hat uns oft gewarnt, besonders davor, einem angeschossenen Büffel in das hohe Gras zu folgen. Es ist verwunderlich, wie gut sich ein solcher Koloß im Liegen verbergen kann, so daß man ihn erst auf einige Schritte gewahr wird; und dann ist es meist zu spät.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß man solange äußerst unvorsichtig ist, als einem nichts zugestoßen ist. Im allgemeinen hat jedes Tier eine solche Scheu vor dem Menschen, daß es ihm stets ausweicht, wo es kann; und solange man nie angenommen worden ist, überlegt man sich nicht, daß man durch hundert Zufälligkeiten in die gefährlichste Lage gebracht werden kann.

Herr de la Fremoire und ich hatten auf der Bergfahrt der Expedition am Shire bei Machenga zufällig fünf Büffel auf 150 Meter zu Schuß bekommen; wir nahmen beide einen

starken Bullen aufs Korn und schossen fast zu gleicher Zeit. Vier Büffel galoppierten fort und der Bulle lag im Feuer, war jedoch im hohen Gras nicht zu sehen. Trotz Fremoires Warnung ging ich nach einigen Minuten vorsichtig heran und fand im hohen Gras eine offene Stelle von etwa zwanzig Meter im Quadrat, an deren anderen Seite der Büffel auf der Seite lag und schwer stöhnte; ich ging auf etwa fünf Meter heran und gab ihm von hinten einen Schuß ins Gehirn; er streckte sich, brüllte dumpf und verendete; unsere beiden ersten Schüsse hatten hoch Blatt gesessen; durch diesen Fall war ich dreist geworden, und das hat mir mein späteres Abenteuer eingebracht.

Wir waren schon über zwei Stunden dem Büffelpfad gefolgt und waren an mehreren großen Herden von Wasserböcken in allernächster Nähe vorbeigezogen, doch hatten wir keinen Büffel zu Gesicht bekommen. Der Pfad führte in einem Bogen nach dem Fluß, ein Stückchen am Shire entlang und bog dann wieder direkt in die Ebene ein, im spitzen Winkel gegen die frühere Richtung. Endlich um acht Uhr rief mir der Führer zu: Bwana, niati tele! (Herr, viele Büffel) und zeigte in der Richtung auf das Dorf Mona. Da sahen wir fern auf einer langen Bodenwelle einen langen, schwarzen Strich, der etwa 300—400 Meter lang sein mochte. Man hätte es geradesogut für Bewachsung halten können, doch mit meinem Glas erkannte ich, daß es eine starke Herde von Büffeln war, die zum größten Teil noch lagerte.

Wie sich später herausstellte, war diese Stelle äußerst günstig zur Ruhe gewählt, denn sie war die höchste Erhebung ringsherum und man konnte von dort aus ziemlich die ganze Ebene vom Bergwald bis zum Shire übersehen.

Ist man häufig Büffeln gefolgt, so bekommt man unwillkürlich das Gefühl, daß bei diesen Tieren eine Art Taktik

und Führung besteht, die geschickt das Gelände im großen Maßstab auszunützen und instinktiv mit der Absicht ihres Gegners zu rechnen weiß.

Mein Führer, der die Ebene gut kannte, hatte sich gleich einen Plan gemacht; in langgestreckten Bodenvertiefungen und in tiefen Regenrinnen pirschten wir uns mit gutem Wind immer etwas halbseitwärts näher und näher heran. An einigen Stellen mußten wir über erhöhte Standpunkte; dann kroch der Führer mit meinem Karabiner im Mund, wie eine Schlange voran und ich folgte, so gut es ging. Bald hatte ich ganz wunde Kniee und geschwollene Handballen. Zudem begann die Sonne schon unangenehm zu brennen. Der Morgenwind, der bisher uns günstig aus den Bergtälern nach dem Fluß zu wehte, hatte aufgehört. Nach einer halben Stunde kamen wir an eine flache Stelle, die mit mannshohem Gras bestanden war. Hier hielten wir; ich nahm für einen Augenblick den Hut ab, stellte mich auf die Zehenspitzen und blickte vorsichtig zwischen dem hohen Gras hindurch nach der Höhe. Wir waren nur noch etwa 300—400 Meter von der Herde entfernt. Der Anblick dieser schwarzen Kolosse machte mein Herz hörbar klopfen. Ob ich wohl einen erlegen würde; ob ich wohl mit einem verwundeten Tier zusammenstoßen würde?! Letzteres glaubte ich nicht recht, aber doch hatte ich diesen Morgen beim Anblick der Büffel ein eigentümliches Gefühl von Achtung vor ihnen: Diese schwarzen Gesellen mit ihrem gescheitelten, riesigen Gehörn machen in ihrer Urwüchsigkeit einen ernsten Eindruck. Unwillkürlich sah ich mich nach einem Baum oder Busch um, der mir im schlimmsten Fall als Zufluchtsort hätte dienen können, doch vergeblich. Im selben Augenblick jedoch schon lachte ich selbst darüber, duckte mich nieder, prüfte meinen Karabiner, steckte meine Patronen zurecht und machte mich nun allein daran, so nahe als

möglich heranzukommen. Von diesem Grasplatz zog sich im spitzen Winkel zu der Höhe eine ausgetrocknete Regenrinne von ziemlicher Tiefe, in welcher ich aufrecht gehen konnte, ohne von den Büffeln gesehen zu werden. Der Boden war hart und mit vielen tiefen Rissen versehen, so daß ich äußerst vorsichtig gehen mußte. Nach 200 Metern bog die Rinne um und zog sich fast direkt auf die Höhe hin, um erst am Fuß derselben umzubiegen. Als ich um die Biegung kam, sah ich in ihrer Verlängerung auf etwa 200 Meter drei Büffel auf der Höhe stehen und einen langsam grasend hindurch gehen. Regungslos blieb ich stehen, denn noch hatten mich die Tiere nicht gesehen. Rechts von mir, am Rande der Rinne, war ein etwa mannshoher, unbewachsener Termitenhügel. Hinter diesem kroch ich vorsichtig hinauf auf den Rand und hatte nun auf etwa 200 Meter den größten Teil der Herde vor mir. Die Tiere gingen langsam, grasend in nordöstlicher Richtung vorwärts. Von diesem Standpunkt aus beobachtete ich eine Zeitlang. Die Hauptmasse der Büffel ging in einer Kolonne von etwa 100 Meter Breite, die einzelnen Tiere auf ungefähr vier bis fünf Meter zerstreut. Zu beiden Seiten waren auf einige dreißig bis vierzig Meter vereinzelte Tiere aus der Kolonne herausgetreten, die mir als eine Art Sicherung zu dienen schienen. Diese Tiere blieben ab und zu mit erhobenem Kopf stehen, äugten nach allen Richtungen und grasten dann wieder weiter; fast jeder Büffel, der über eine erhöhte Stelle kam, benutzte diese, um Umschau zu halten.

Die Entfernung war mir zu groß zum Schießen; der Büffel muß einen sehr guten Blattschuß haben, wenn der Schuß tödlich sein soll. Einen angeschossenen Büffel, der flüchtig wird, zu bekommen, hat seine großen Schwierigkeiten; einerseits legen die Tiere weite Strecken in sehr schneller Gangart zurück, wenn sie nicht zu schwer verwundet

sind, so daß dem Menschen in der afrikanischen Temperatur eine Verfolgung kaum möglich ist; andererseits ist es äußerst gefährlich, einem verwundeten Büffel auf der Fährte nachzugehen, da sich die Tiere erfahrungsgemäß fast immer im hohen Gras oder dichten Gebüsch niederlegen und den Jäger dann aus allernächster Entfernung annehmen. Ich machte nun folgenden Plan: Ich wollte wieder in die Rinne hinabkriechen und dann in gebückter Haltung so schnell als möglich bis an die Stelle zu gelangen suchen, wo die Büffel durch die Rinne hindurchgingen. Ein Teil der Tiere, die gerade in der Rinne oder dicht daran waren, würden mich sehr bald sehen und flüchtig werden; jedoch hoffte ich, daß der größere Teil der Herde stutzen und erst aufpassen würde, von wo die Gefahr droht oder nach welcher Richtung die flüchtigen Tiere sich wenden würden. So kam es auch. Als ich mich etwa noch fünfzig Meter in der Rinne vorwärts bewegt hatte, stutzten zwei Büffel, die gerade herabstiegen, stießen einen grunzenden Ton aus, warfen sich herum und galoppierten mit erhobenem Schweif wieder zurück. Auch noch drei Büffel, die schon auf dem anderen Rand waren, wendeten und galoppierten zu der Herde zurück. Im nächsten Augenblick hörte ich ein dumpfes, donnerndes Geräusch, und lief noch etwa 50 Meter vorwärts über den Rand. Da standen vier Büffel, anscheinend alte Bullen, kaum vierzig Meter von mir und äugten nach der Stelle, wo vorher die anderen Kehrt gemacht hatten. Der mir zunächst stehende gab mir die ganze Breitseite. Die Herde hatte sich geteilt. Die große Masse war bereits 300—400 Meter fortgaloppiert, während kleinere Trupps von vierzig bis fünfzig Stück noch unschlüssig, dicht zusammengerottet, auf 100—200 Meter standen.

Schnell legte ich meinen Hut auf den Rand der Rinne, um eine bequeme Auflage zu haben und einen sicheren Schuß

zu tun; denn meine Hände waren stark geschwollen, zudem war ich vom Laufen zu erregt, um freihändig sicher schießen zu können. Ich hielt Hoch-Blatt, etwas näher nach dem Hals, und schoß. Der Büffel brach zusammen, jedoch nur für einen Augenblick; sofort erhob er sich wieder, um erst mühsam, dann immer schneller mit den flüchtigen Kameraden das Weite zu suchen. Die vier Büffel schlossen sich einem anderen Trupp von etwa fünfzig Tieren an. Dieser Trupp hielt auf etwa 250 Meter. Wenn ein Trupp von Büffeln flüchtig ist, so bewegen sich die Tiere gewissermaßen in zerstreuter Ordnung; sobald die Leitkuh langsamer wird, nähern sie sich gegenseitig, um beim Halten in einer enggeschlossenen Masse zu stehen. Man würde zu weit gehen, wollte man behaupten, daß die Tiere dies aus Berechnung tun; Tatsache ist, daß es dem Jäger zunächst nicht möglich ist, das angeschossene Wild in dieser enggeschlossenen Masse ausfindig zu machen, vorausgesetzt, daß es sich nicht schon aus der Herde herausgetrennt hat; andererseits ist es nicht möglich, die Formen der einzelnen Tiere zu erkennen, und so ein bestimmtes Stück z. B. mit Blattschuß aufs Korn zu nehmen. Ein solcher Trupp von Büffeln stellt sich als ein großer, schwarzer Klumpen dar, an dessen beiden Enden man ein vereinzeltes Horn im Profil herausstecken sieht. Ferner bilden die Tiere, wie ich später Gelegenheit hatte zu beobachten, vollständig einen Knäuel, indem sie nach allen Seiten Front machen, abweichend von allen anderen Wildgattungen, die beim Halten in der Flucht sämtlich nach der Seite äugen, von der sie geflohen sind.

Mein Führer war inzwischen herangekommen. Er riet mir, einfach direkt auf die Herde zuzugehen. Das tat ich denn auch, und kam zu meinem Erstaunen auf fast hundert Meter heran, ohne daß die Tiere Miene machten, flüchtig zu werden. Dann plötzlich warf sich die Leitkuh wieder herum

und schwerfällig, mit nickenden Köpfen und erhobenen Schweifen galoppierten sie weiter, und zwar nicht in der alten Richtung, sondern im Halbkreis wieder nach der Rinne zurück.

Ich war so überraschend mitten unter die Büffel gekommen, daß sie eine einheitliche Flucht nicht hatten bewerkstelligen können; rundherum sah man vereinzelte Trupps unschlüssig sich hin- und herbewegen. Mein Führer, der entschieden keinen Wert auf körperliche Anstrengungen legte, meinte, wir könnten die Herde durch geschicktes Manöverieren ermüden, ohne uns selbst anzustrengen, so daß wir auf fünfzig Meter herankommen könnten.. Ich ging nun mit umgehängtem Karabiner in gewöhnlichem Marschtempo immer gerade auf die Herde zu. Wieder erst auf hundert Meter wurden die Tiere flüchtig, jedoch schon in langsamerer Gangart. Zu meiner Freude sah ich diesmal schon, wie ein Büffel nicht mehr recht folgen konnte. Beim Halten des Trupps war er noch etwa zwanzig Meter entfernt.

Mit jedem Male kam ich etwas näher heran, und die Büffel verringerten auch bei der Flucht ihre Geschwindigkeit bedeutend. Ich hatte den Eindruck, als ob die Tiere sich sagten: Was will der eigentlich; er läuft immer hinter uns her und schießt nicht?

Jetzt blieb der kranke Büffel etwa fünfzig Meter zurück und auch beim Halten des Trupps so weit davon entfernt stehen.

In Gemeinschaft mit anderen wird der Büffel nicht gefährlich, selbst wenn er verwundet ist. Auch dieses Tier versuchte immer wieder Anschluß an die Herde zu bekommen. Für mich hieß es jedoch jetzt Vorsicht anwenden, denn der Zeitpunkt konnte nicht fern sein, wo er sich trennen würde; sah er ein, daß ihm ein Mitkommen mit seinen Ge-



Ruhendes Warzenschwein.

nossen nicht mehr möglich sei, so konnte er entweder in südlicher Richtung einem der Plätze mit hohem Kraut oder Gras zueilen, oder aber, falls ihm dies nicht gelang und ich unvorsichtig zu nahe herankam, ehe ich schoß, war es sicher, daß er mich annahm. Auf jeden Fall mußte ich verhindern, daß er in hohes Gras gelangte, da dann ein Nachgehen mit der größten Gefahr verbunden war. Man könnte hier fragen, warum ich nicht schon längst einen guten Schuß gegeben hatte? Das können nur Afrikaner verstehen, die in ähnlichen Lagen gejagt haben. Die Sonne brannte jetzt um Mittag glühend; kein Lüftchen regte sich und der schwarze, abgebrannte Steppenboden dunstete wellenförmig eine heiße Luft aus; schon dies allein ist geeignet, dem Schützen eine unruhige Hand zu geben; zudem kam die Anstrengung der Jagd und, trotzdem ich mir Jagdfieber auf meinen vielen häufig gefahrvollen Jagden gründlich abgewöhnt hatte, doch eine gewisse Aufregung bei dieser mir ziemlich neuen Jagd dazu. Es ist sehr schwer, den richtigen Zeitpunkt zum Schießen zu finden, wenn man an ein stehendes, verwundetes Tier herangeht, das den Jäger ziemlich lange aushält; immer denkt man, noch einige Schritte näher kommen zu können, bis das Wild sich wieder in Bewegung setzt; und dann ist es bei dem Büffel, der einen guten Hirn- oder Blattschuß gebraucht, oft zu spät.

Der Trupp war an einer jener tieferliegenden Stellen angelangt, die infolge größerer Feuchtigkeit mit hohem Kraut bestanden sind. Diese hatte eine Ausdehnung von etwa 300 Meter Länge und etwa 100 Meter Breite. Das Kraut stand im Durchschnitt etwa 1½ Meter hoch. Ich hatte hinter einem kleinen, etwa zwei Meter im Quadrat großen Hügel liegend Posto gefaßt, meinen Karabiner aufgelegt und wollte eben auf den unmittelbar am Krautrand stehenden Büffel anlegen, als dieser einige Schritte vorwärts

trabte und sich im hohen Kraut so niedertat, daß nichts mehr von ihm zu sehen war.

Ich hatte noch zwei Patronen bei mir und zu meinem Schrecken gewahrte ich, daß mein Führer sein blaues Paket mit Mauserpatronen nicht mehr in seinem Gürtel hatte. Auf mein Befragen gestand er mir, daß er sie beim Kriechen verloren hatte. Ich erwähne, daß ich den alten Mauserkarabiner mit Rauchpulver führte.

Ich blickte wieder nach der Herde. Die Büffel standen dicht zusammengedrängt in der beschriebenen Weise; der Steppenboden war hier überall so abgebrannt und niedergetrampelt, daß ich fast die Fesselgelenke der einzelnen Tiere erkennen konnte. Jetzt trat ein starker Bulle mit erhobenem Kopf, wie um zu winden, einige Schritte links heraus, wahrscheinlich infolge davon, daß ich seit geraumer Zeit wie vom Erdboden verschwunden war. Er stand auf 150 Meter und gab mir die ganze Breitseite. Ich berechnete, daß ich, ausgeruht wie ich war, ihm einen guten Halsschuß beibringen könnte, zumal beim liegenden und aufgelegten Schießen, und dann noch eine Patrone für den Fangschuß hätte. Dann wollte ich an einem nahen Sumpf ausruhen, bis der Führer von Mtsa-tsa weitere Patronen geholt hatte, um dann dem ersten weidwunden Büffel zu Leibe gehen, falls er noch nicht verendet war.

Ich legte an, zielte ruhig und genau und schoß; schon beim Abziehen sah ich, daß der Büffel eine heftige Bewegung vorwärts machte, wie dies überhaupt Art der Büffel ist; sie scheinen stets mürrisch und machen häufig unruhige und kurze Bewegungen.

Im nächsten Augenblick stürmte der Trupp dahin, den angeschossenen Bullen in hilfloser Stellung, auf die Hinterhand gesetzt, zurücklassend. Ich hatte ihm anscheinend einen Weichenschuß gegeben.

Ich setzte mich nun auf dem Hügel nieder und beobachtete das Tier. Es versuchte vergeblich während mehrerer Minuten aufzustehen. Mit der Hinterhand konnte es sich nicht von der Erde erheben und drehte sich, die Vorderläufe benutzend, mehreremal um sich selbst. Nun glaubte ich ganz sicher zu sein, daß er nicht mehr imstande sei, mich anzunehmen, und ging, mit der letzten Patrone im Lauf, gerade auf ihn zu. Ich wollte ihm aus nächster Nähe den Fangschuß geben und dann einen der beiden Neger nach Mtsa-tsa zum Patronenholen senden; denn ohne jede Waffe war es ausgeschlossen, dem erst-angeschossenen Büffel ins hohe Gras nachzugehen und zu sehen, ob er verendet sei.

Als ich auf etwa fünfzig Schritt spitz von hinten an den kranken Büffel herangekommen war, wendete dieser seinen Kopf halbseitwärts, erblickte mich, sprang mit einem Satz auf alle vier Beine, machte Front nach mir, senkte das mächtige Gehörn, blieb aber stehen und blickte mich unverwandt an.

Jetzt hieß es, nur keine schnelle Bewegung machen. Langsam, mit vorgehaltenem und gespanntem Karabiner ging ich Schritt für Schritt rückwärts, bis ich etwa auf achtzig Meter entfernt war, und begann dann immer mehr etwas rechts seitwärts zu gehen, um so im Halbkreis die Breitseite des Büffels zu gewinnen. Von vorn konnte ich ihm absolut keinen Schuß beibringen, denn das breite, gesenkte Gehörn deckte vollständig den Kopf, und beides wieder die ganze Brust. So ging ich Schritt für Schritt im Halbkreis um das Tier auf achtzig Meter herum; meine Berechnung hatte mich nicht getäuscht; durch diese langsame, gleichsam schiebende Bewegungsart erreichte ich, daß der Büffel nur mit dem Kopf und den Augen folgte, aber sonst stehen blieb.

Trotz des noch äußerst unsicheren Ausganges dieser

Jagd konnte ich mich nicht enthalten, ein Gefühl der Bewunderung für dieses in seiner düstern Eigenart prachtvolle Geschöpf zu empfinden. Der dunkle, in der Sonne bräunlich und moosartig schimmernde Körper, der kolossale Kopf mit dem gescheitelten, mächtigen Gehörn, die unverhältnismäßig großen Ohren, die ganze Stellung, in welcher sich Wildheit, verhaltene Wut und Tücke ausdrückte, dieses Wesen inmitten einer glühenden, mir endlos scheinenden afrikanischen Steppe, Totenstille ringsherum — dies alles hat mir für immer einen tiefen Eindruck gemacht. Hier hatte ich heute zum erstenmal die Empfindung, als ob sich die allgewaltige Natur mit ihren Geschöpfen murrend gegen den räuberischen Eingriff der Menschen auflehne. — Doch dies alles war nur ein Augenblick; ich hatte nur noch eine Kugel und stand in einer sehr gefährlichen Lage einem verwundeten afrikanischen Kaffer-Büffel gegenüber. Als ich weit genug herum war, um ihm einen Hals-Blattschuß geben zu können, legte ich langsam an, sah jedoch, daß an ein Treffen nicht zu denken war. Die Luft war so heiß, daß mein Visier und Korn zu flimmern schienen. Etwas rechts von mir befand sich eine kleinere Erderhöhung. Hinter dieser legte ich mich ganz langsam nieder, legte den Karabiner auf, hielt Blatt-Hals und feuerte. Als ich aufsprang, sah ich den Büffel in langsamem Trab an der langen Krautwiese entlang laufen und ziemlich nahe am anderen Ende derselben stehen bleiben. Wie sich später herausstellte, muß der Schuß an der linken Spitze des Gehörns, die sich bei der Biegung des Kopfes dicht neben dem Blatt befand, abgeglitten und schräg nach rechts oben in den Rücken gegangen sein, ohne das Rückgrat zu verletzen. — Erst jetzt bemerkte ich, daß mein mutiger Führer aus einer Entfernung von etwa 200 Meter, die ihm sicherer erschienen war, langsam herankam.

Ich schickte nun meinen anderen Neger nach Mtsa-tsa, mit dem Auftrag, so schnell als möglich noch eine Schachtel mit zwanzig Mauserpatronen zu holen und mir auch etwas Mehlbrei und eine Flasche „Stout", die letzte, mitzubringen. Es war etwa elf Uhr. Während der nun folgenden zweiundeinhalb Stunden, die mir endlos erschienen, war es unsere Aufgabe, das Krautfeld und den kranken Büffel zu beobachten. Die Lage war jetzt folgende. Der erste Büffel hatte sich in der Ecke des Krautfeldes niedergetan und sich nicht wieder erhoben.

Der andere stand etwa 200 Meter von ihm entfernt am Rande des langgestreckten Krautfeldes, mit gesenktem Kopfe, regungslos. Nach etwa einer Stunde tat auch er sich nieder. Von nun an legte ich mich nieder, um auszuruhen, und ließ meinen Führer beobachten. Ich schlief so fest, daß es Manamula viele Mühe kostete, mich wach zu bekommen. Er weckte mich mit den Worten: „Herr, dort, noch weit entfernt, kommen zwei Leute, die Patronen bringen." Ich stand auf. Mir lag es wie Blei in allen Gliedern. Manamula sagte mir, die beiden Büffel seien wahrscheinlich verendet, denn sie lägen noch an genau denselben Plätzen, wo sie sich niedergetan hatten. Bald kam Nyerera mit drei blauen Paketen von je zwanzig Mauserpatronen mit noch einem Neger aus Mtsa-tsa, der eine Flasche Stout trug; anscheinend hatte ihn die Aussicht auf Fleisch gelockt.

Während die Flasche Stout geöffnet wurde, steckte ich in alle meine Taschen, vier an der Zahl, Mauserpatronen. Manamula wollte die Flasche vorsichtig öffnen, doch mit lautem Knall flog der Pfropfen heraus und wohl über die Hälfte des fast heiß gewordenen englischen Bieres spritzte heraus. Den Rest trank ich hastig hinunter und kam durch den Alkohol, so wenig es auch war, in eine äußerst kampfesmutige Stimmung.

Manamula erhielt mein langes Jagdmesser zum Tragen und Nyerera mußte mit dem Rest der Patronen folgen; beides hatte keinen Zweck, doch machte es mir Vergnügen, die vor Angst schlotternden Kerle mitzunehmen.

Ich glaubte nicht mehr recht daran, daß mich noch einer der beiden Büffel annehmen könnte; dazu hatten sie zu lange regungslos gelegen; doch machte ich mich immerhin auf alles gefaßt, denn es gab zu viel Beispiele ihrer ungeheuren Zähigkeit.

Ich ging zunächst etwa hundert Meter an der Krautecke, wo der erste Büffel liegen mußte, vorbei, um unter den Wind zu kommen, machte dann scharf links um und ging langsam und vorsichtig direkt auf diese Ecke los.

Trotzdem sich nichts regte und ich schon etwa fünfzehn Schritt heran war, kann ich nicht leugnen, daß ich jeden Augenblick glaubte, der Büffel springe auf und renne auf mich zu. Jetzt war ich nur noch drei Schritt entfernt. Ich schlich auf den Zehenspitzen, mit vorgehaltenem gespannten Karabiner und mein Herz klopfte heftig. Manamula und Nyerera sah ich auf etwa fünfzig Meter hinter mir stehen und flüstern.

Auf drei Schritt vom Rande entfernt — also im ganzen sechs Schritt von mir — sah ich, daß das Kraut an einer Stelle niedergetreten war. Hier mußte der Büffel liegen. Ich schlich noch zwei Schritt näher und sah nun, auf den Zehenspitzen stehend, die Spitze eines Hornes aus dem Kraut hervorragen und durch die einzelnen Stengel hindurch eine dunkle, regungslose Masse. Etwa eine halbe Minute beobachtete ich mit verhaltenem Atem, ob sich das Tier wohl etwas durch Atmung bewege. Meine eigene Aufregung täuschte mich einigemal, doch gewann ich die Überzeugung, daß dies Tier sicher verendet sei. — Noch ein Schritt, und ich sah den ganzen Kopf und die Zunge lang hinaushängen.

Es war kein Zweifel mehr, der Büffel war verendet. Ich überlegte nun folgendes: Gibst du diesem den Sicherheitsfangschuß, so kann der andere Büffel, der sich kaum 200 Meter von dieser Stelle entfernt niedergetan hatte, vielleicht dadurch zum Aufspringen und Angreifen gereizt werden. Dann hatte ich bei dem kranken Tier, das voraussichtlich steif war, immer noch Zeit, ihm einen guten Schuß beizubringen, ehe es mich erreichte.

So wie ich stand, konnte ich den Fangschuß nicht geben, denn das Gehörn verdeckte Gehirn und Stirn vollständig; ich trat einige Schritte rechts hinüber — da plötzlich dicht neben mir ein tiefes, wütendes Schnauben, und auf kaum fünf Schritt richtet sich ein mächtiger, alter Büffel auf und rennt, Schaum vor dem Maul, wütend auf mich zu. Ich vergesse diesen Augenblick nie in meinem Leben; furchtbarer und gefahrdrohender konnte kein Geschöpf aussehen; mit einem mächtigen Satz, mit der größten Anspannung der ich fähig war, sprang ich zur Seite, um auszuweichen und meinen Schuß von der Seite abzugeben; aber als ich den Karabiner hochnehmen wollte, war das wütende Tier schon dicht vor der Mündung; noch ein verzweifelter Sprung rück-seitwärts, ich trete in ein Loch, strauchle rücklings, halte im Fallen noch so gut als möglich auf die Stirn, schieße — und im selben Augenblick fühle ich den heißen Atem und ein betäubendes Schnauben; ich fühle, wie das Gehörn sich zwischen meine Beine hindurch unter den Rücken schiebt, werde mit einem jähen Ruck gehoben und fliege in die Luft. Ein greller Blitz, und ich liege wieder auf dem Boden; wie ich den Kopf erhebe, steht der wütende Büffel bereits auf zwei Schritt von mir entfernt und kommt, stampfend mit den Hufen, daß der Boden zittert, auf mich los. An Aufspringen war nicht zu denken; ich rutsche also, mich mit den Händen schiebend, rückwärts

und trete mit aller Kraft instinktiv nach dem Kopf des Büffels; ein Tritt streift meine rechte Hand, daß sie über und über voll Blut ist, da plötzlich macht der Büffel links um und trabt fort, genau der Stelle zu, wo er gelegen hatte; ich sah noch, wie er mit der Hinterhand fortwährend einknickte und sich nur noch mit äußerster Anstrengung dahinschleppte und dann langsam niedertat. —

Wie erlöst atmete ich auf, ich hatte mein Ende für sicher gehalten und war wunderbar davongekommen; eingedenk vieler Erzählungen und der wohlgemeinten Warnungen des Herrn Major v. Wißmann, kroch ich vorsichtig auf dem Bauch umher, um meinen Karabiner zu erspähen. Endlich sah ich die Mündung im Kraut; vorsichtig, um nicht von neuem die Aufmerksamkeit des Büffels zu erregen, zog ich ihn heran, immer scheu nach oben blickend und jeden Augenblick darauf gefaßt, daß das wütende Tier wieder über mir erscheinen würde. Dann lud ich leise, richtete mich ganz langsam auf und spähte umher; wieder ein kurzes Schnauben, und das mächtige Tier richtete sich 15 Schritt von mir im Profil halb auf; jetzt mußte der Schuß sitzen; hinter dem Gehörn oben auf den Hals angelegt, ein Schuß — und mit dumpfem Gebrüll sank das starke Tier in sich zusammen; noch ein Zittern lief über den ganzen Körper — und der Sohn der Wildnis war im Kampf mit dem Menschen erlegen.

Fast mit der Achtung, die man einem Gewaltigen schuldig ist, trat ich an den verendeten Büffel heran.

An meine Neger hatte ich gar nicht gedacht, bis ich die leise, ängstliche Stimme Manamula's hörte, der der Sache immer noch nicht traute; meine beiden kühnen Begleiter drückten alle Zeichen des aufrichtigsten Bedauerns aus, deren sie nur fähig waren; da zeigte Manamula plötzlich erschreckt auf meine Hose; ich folgte seinem Wink und sah nun erst, daß mein linkes Hosenbein von oben bis unten mit Blut ge-



Angreifender verwundeter Kafferbüffel.

tränkt war; sofort riß ich die Hose herunter und fühlte beim Bücken einen heftigen Schmerz an der inneren Seite des linken Oberschenkels; da sah ich dann, daß ich daselbst eine tiefe Wunde von etwa fünfzehn Zentimeter Länge hatte, aus der ein starker Blutstrahl hervorquoll. Mir wurde schwarz vor den Augen. Mein erster Gedanke war die Gefahr des Verblutens, da ich doch ungefähr drei Stunden von den nächsten Europäern entfernt war. Ich hatte stets auf Jagd ein wenig Salyzil-Watte und eine kleine Flasche mit etwas Karbol mit. Sofort stopfte ich die ganze Watte in die Wunde, legte einige Handvoll trockenen Büffelmist darauf und band mir eine blaue Beinbinde von Manamula herum, ließ an jedem Ende einen der beiden Neger anfassen und so fest schnüren, wie sie nur konnten. Von dem Blutverlust war ich sehr schwach geworden, auch kam der Rückschlag der ganzen Erregung dazu, so daß ich für kurze Zeit ohnmächtig wurde. Als ich wieder zu mir kam, wollte ich zunächst untersuchen, wie dieser Büffel von Manamula ungesehen so nahe an den anderen hatte kommen können. Auf die naheliegende Idee, daß Manamula auch geschlafen hatte, kam ich dennoch sonderbarerweise nicht, trotzdem dies beim Negercharakter, den ich so ziemlich kannte, das Wahrscheinlichste war. Doch stellte sich zu Manamulas Ehre heraus, daß er unschuldig war.

Dies langgestreckte Krautfeld senkte sich von beiden Seiten nach der Mitte zu und im Grund befand sich sogar noch etwas Feuchtigkeit. Hierdurch war naturgemäß das Kraut in der Mitte höher aufgeschossen und erreichte mit seinen Spitzen ungefähr dieselbe Höhe, als das an den Rändern. So sah das Feld von außen aus, als ob der Boden eben und das Kraut überall gleich hoch sei. Der zweite Büffel hatte sich also nicht gelegt, wie wir uns durch Augenschein überzeugten, sondern war tiefer in das Kraut hinein-

gegangen und hatte sich dann instinktiv im Grunde entlang bis zu seinem verendeten Genossen geschleppt und dicht neben diesem niedergetan. Das tiefe Hineingehen in das Kraut und gleichzeitige Hinabsteigen hatte aus der Entfernung bei uns den Eindruck hervorgerufen, als ob er sich niedertue. Nachdem wir dies festgestellt hatten, wurde ich wieder sehr schwach und ließ mich von Manamula und Nyerera gestützt, halb auf dem untergelegten Karabiner sitzend nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Sumpfloch führen, während der Neger aus Mtsa-tsa mit einem Zettel von mir so eilig als möglich nach Chilomo zu Mr. Hilgers lief, um eine „Mashila" (Hängematte) und zwölf Mann zum abwechselnden Tragen zu holen. Die Stunden sind mir wohl nie so langsam vergangen, als jetzt, wo ich, immer mit der Besorgnis, die Verwundung könne noch ernste Folgen nach sich ziehen, in der glühenden Sonne an dem schmutzigen und übelriechenden Sumpfe lag.

Ab und zu goß mir Manamula aus der Stout-Flasche Wasser über den Verband, was jedesmal eine geringe Kühlung hervorbrachte. Zudem stellten sich heftige Schmerzen im ganzen Bein, sowie starke Gliederschmerzen ein. Mein einziger Trost war der Stolz, zwei der mächtigen Kafferbüffel, beide starke Bullen, erlegt und — was nicht das geringste war, nur diese zwei verwundet zu haben. Bei der Art, mit welcher dort gejagt wird, werden häufig eine ganze Anzahl der armen Tiere krank geschossen, bis dem Jäger ein Schuß so glückt, daß er ohne Gefahr an das weidwunde Tier herangehen kann. Ich hatte meinen Zweck erreicht, beide angeschossene Tiere erlegt und zwar den letzteren, trotzdem ich bereits auf seinen Hörnern gesessen hatte. Hierauf war ich äußerst stolz, und das half mir über die anderen Besorgnisse leidlich hinweg. Zu meiner großen Überraschung erschienen schon um fünf Uhr sechs Leute

aus dem Dorfe Mtsa-tsa, die aus Matten und einer Bambusstange eine provisorische Hängematte hergestellt hatten; es ist wohl das erstemal in meiner vierjährigen Afrika-Zeit gewesen, daß sich Neger aus eigenem Antrieb zu einem solchen selbständigen und selbstlosen Handeln veranlaßt gesehen haben. Trab laufen, wie dies die Art der Neger beim Mashilatragen ist, konnte ich ihnen nicht erlauben, und so zogen wir denn, einem Trauerzug gleich, durch die Steppe dahin.

Ich war diesen Abend in einer eigenartigen Stimmung; die Dankbarkeit, einer solchen Lebensgefahr glücklich entronnen und die Freude, dem Leben wiedergegeben zu sein, ließ mir die Welt wunderschön erscheinen. Die Sonne stand schon tief. Seitwärts sah ich unsern Zug, wo das Gelände anstieg, im Schatten wie Silhouetten abgezeichnet auf dem Steppenboden dahinziehen; Wasserböcke und Zebras standen auf unglaublich nahe Entfernung, häufig auf beiden Seiten, als ob sie Spalier bildeten, und blickten unsern Zug forschend an; als ob sie sagen wollten: „Siehst du, nun ist dir deine Jagd- und Mordlust auch einmal schlecht bekommen," als ob sie wüßten, daß ich ihnen nichts tun könne und wolle. Wir kreuzten um diese Zeit gerade die Zebras und Antilopen, die in großen Trupps allmählich dem Flusse zuzogen. Oft habe ich von der Schönheit afrikanischer Landschaften in der Abendstimmung gesprochen, doch dieser Abend war der schönste, den ich durchlebt hatte. —

Ein paradiesischer Friede schien hier zu herrschen; rechts von mir sah ich einzelne hohe Bäume, die den Lauf des Shire bezeichneten, grell auf einer Seite von rötlichem Sonnenlicht beschienen, auf der anderen im schwarzen Schatten, vor mir war die Ebene durch den Wald von Mtsa-tsa, der aus schlanken Borassuspalmen und hohen Ahornbäumen bestand, umsäumt; links ragten über dem

niedrigen Buschwald der Savanne fern im blauen Dunst die Berge von Melanjy herüber; hinter mir lag die Landschaft schon in ungewissem Dunkel und ihre düstere Stimmung erschien mir wie ein dunkles Schicksal, dem ich eben entronnen war. —

Als wir in den Wald kamen, war es bereits fast dunkel, und der heisere Schrei einer alten Hyäne verkündete das Anbrechen der Nacht. Gegen ½7 Uhr traf ich in Mtsa-tsa ein. Der alte Jumba (Dorfälteste) brachte mir heißen Mehlbrei und einen Topf mit Palmenwein, bat mich jedoch auch zugleich darum, von den erlegten Büffeln etwas abzubekommen. Da es mir nur auf die Gehörne ankam, so schenkte ich ihm das ganze Fleisch. Sofort gingen zehn Neger von ihm nach der Ebene hinaus, da sie Angst hatten, daß ihnen die Hyänen sonst zu wenig übrig lassen würden. Die beiden Köpfe versprach mir der Jumba am nächsten Morgen nach Chilomo zu senden.

Um neun Uhr traf die mir von Mr. Hilgers gütigst übersandte Mashila mit zwölf Trägern ein, und nun ging es durch die mondhelle Nacht nach Chilomo, wo ich um zehn Uhr eintraf.

In der liebenswürdigsten Weise wurde ich von den Herren der „Administration" aufgenommen; ein Mr. Mac Master, der Medizin studiert hatte, legte mir einen guten Verband an und stellte zu meiner Freude fest, daß meine Wunde gute Aussicht auf normale Heilung hatte. Dies war am 26. September. Am 12. November kam ich nach meiner Seereise über Mosambik—Daresalaam—Sansibar—Aden, Suez, Port Said in Europa an und hatte somit die Freude, nach vierjähriger Abwesenheit gerade an meinem Geburtstage den heimatlichen europäischen Boden wieder zu betreten. Hier nahm ich den Verband ab, und im Dezember war ich vollkommen wiederhergestellt.

Möge diese Erzählung ein Beitrag dazu sein, den Afrika-Jägern immer wieder die Gefährlichkeit des Kaffer-Büffels vor Augen zu führen und ihnen manche Winke über die beste Art der Jagd zu geben. Wohl selten dürfte es jemand, einem verwundeten afrikanischen Büffel gegenüber, beschieden sein, auf so glückliche Art mit dem Leben davon zu kommen, nachdem der Büffel ihn einmal vorgehabt hat. —

Leoparden und Hyänen.

Erstes Kapitel:

„Gestörte Ruhe."

In brütender Mittagshitze liegt die weite Steppe. Die heiße Luft flimmert, und der Horizont verschwindet in allerlei wunderlichen Linien. Vor einem fernen niedrigen blauen Gebirgszug scheint ein langer See zu liegen. Es ist aber nur eine Augentäuschung, hervorgerufen durch heiße Luft und Steppendunst.

Ein ausgetrockneter Flußlauf zieht sich schlangenförmig durch die flache Grassteppe, teilweise eingefaßt von Gestrüpp und lichten Akazien- und Tamarinden-Waldstreifen. An einer Flußbiegung liegt ein spitzer Hügel, bedeckt mit Steingerümpel und dürren Büschen. An einigen Stellen hat er Nullflächen und Terrassen mit Felsplatten; und auf halber Höhe zeigen sich hier und da Höhleneingänge.

An der nördlichen Seite windet sich eine aus der Steppe kommende, tief eingeschnittene, etwa zehn bis zwölf Meter breite Regenrinne um den Fuß des Hügels herum und mündet in den sandigen Flußlauf. Sie ist mit dichtem Gestrüpp verwachsen, das die letzten hundert Meter in hohes Riedgras übergeht. — In dem breiten sandigen Flußlauf stehen jetzt zur trockensten Zeit nur noch ganz vereinzelte Tümpel auf felsigem Untergrund. Sonst ist das durchschnittlich vierzig bis fünfzig Meter breite Bett mit zahlreichen Schilfgras-Inseln durchsetzt, so daß man fast nirgends sehr weite

Übersicht hat, da diese Inseln sich kulissenartig voreinander schieben.

Am anderen Ufer geht hier der lichte Akazienwald bald in dichtere Bestände mit Unterholz und dann in verworrenes Dorngestrüpp über, das sich über weite Hügelketten hinzieht und dort mit Agavendickichten und kleinen offenen Sandplätzen abwechselt.

Von diesen Hügelketten aus, die von engen und schroffen Schluchten durchzogen sind, münden zahlreiche kleinere Flußläufe in das breite Sandbett. Dort ist so ein echtes Gebiet für allerhand Raubzeug.

Auch Nashörner lieben dies unübersichtliche Gebiet sehr. Man kann diese Dickhäuter hier das ganze Jahr über antreffen, nicht als ob sie alle Standwild wären, aber wenn einige fortwandern, finden sich meist bald andere ein. Nur einige sehr alte Bullen, die nicht mehr um Liebe werben und kampfesmüde sind, verlassen dies Gebiet nur Nachts, um in der offenen Steppe zu äsen, sind aber meist vor Tagesanbruch wieder in ihren Dickungen. Man findet bei diesen Dickhäutern eine ähnliche Erscheinung, wie bei Elefanten: Daß sich zwei alte vereinsamte Bullen in Freundschaft zusammenfinden und im Wachtdienst eine Ablösung stattfinden lassen. Es ist nicht leicht, wenn man zwei solche Nashornbullen zusammen sieht, festzustellen, ob es Bulle und Kuh ist oder nicht. Die meisten Jäger neigen zu ersterer Annahme. In dieser Gegend konnte ich es aber mehrfach feststellen, daß zwei alte Bullen dauernd zusammen waren.

Die weite Steppe scheint wie ausgestorben. Nichts Lebendiges ist zu sehen, kein Laut zu hören; kein Rauschen des Wassers, das jetzt nur noch in vereinzelten Tümpeln und Felslöchern im Flußbett steht, kein Rauschen der Bäume. Windstille.

Und doch ist fast überall Wild. Nur ruhen die Tiere oder stehen im Schatten von Bäumen regungslos umher, durch die flimmernde Luft und Mimikry unsichtbar, wenn sich nicht eins plötzlich bewegt; wenn nicht ein dunkler Gnu-Bulle, von den kleinen Wildfliegen allzusehr gepeinigt, plötzlich aufsteht, sich schüttelt und mit dem Schweif die Weichen peitscht, oder eine Giraffe, die unter einer Akazie stand, ihren Standplatz ändert, da die Sonne hinscheint; dann meint man für kurze Zeit auch hier und da andere Tiere zu sehen. Doch bald ist es wieder wie vorher.

Wieviel weniger würde man ahnen, selbst wenn man auf zwanzig Schritt daran vorbeiginge, daß da auf einem langen Felsblock vor einem Höhleneingang auf halber Höhe des Hügels, von verkrüppelten Euphorbien dürftig beschattet, zwei achtunggebietende Raubtiere liegen, als wären sie aus diesem Stein herausgemeißelt: Zwei starke Steppenleoparden. Und wenn man erkannt hat, daß dort etwas liegt, das nicht zum Stein gehört, so erscheint es einem zuerst wie eine riesige Schlange, die in einem gewundenen Knäuel zusammengeballt ist; man sieht die Atembewegungen der sich hebenden und senkenden Flanken. So verschlungen und aneinandergedrängt liegen die beiden gefleckten Raubkatzen da, daß man aus ihrer Stellung nicht so leicht klug wird.

Sie können es sich leisten, so unbesorgt zu ruhen bei hellem Tageslicht im Freien, denn Menschen kommen hier fast nie her; und selbst im Schlaf würden sie durch allerhand Anzeichen gewarnt werden, wie wir das später sehen werden. Dann haben sie von hier, sobald sie wach sind — und der Schlaf ist ein sehr leiser — sofort Übersicht nach allen Richtungen, von denen Gefahr kommen könnte. Vor allem aber lag ein dritter Leopard ganz oben auf der Spitze des Hügels auf einer Felsplatte, im Schatten einer Knieholz-Akazie auf Posten, und der schlief nicht.



Wasserböcke am Donyo-Sàbuk.

Es war der „Jüngste“ des unten ruhenden Ehepaares und hatte bisher bei den Alten ausgehalten; die beiden anderen hatten sich längst selbständig gemacht.

Bei Leoparden, wie bei Löwen, kommt es häufig vor, daß die Jungen, sogar von mehreren Würfen, jahrelang bei den Alten bleiben, mit ihnen ein „Pack“ bilden, gemeinsam jagen, ja, daß sie heiraten und daß der oder die Angeheiratete aufgenommen wird. Nur tritt es bei Löwen mehr in die Erscheinung, da die Leoparden *noch* vorsichtiger sind als Löwen, und Menschen meist nur einen Leoparden sehen, wenn auch mehrere in der Nähe sind. Ich glaube, daß dem Leoparden der „Mimikry-Preis“ gebührt, abgesehen von Insekten, ja noch vor dem Chamäleon. Denn er behält seine Farbe und ist doch seltener und schwerer zu sehen. — Es ist für den erfahrenen Jäger fast immer Zufall, auf einen Steppen-Leoparden zu stoßen, und dann verstehen diese Tiere oft auf blanker Steppe, wie in einer Versenkung zu verschwinden. Dies kommt daher, daß der Jäger, hat er einmal einen Leoparden gesehen, sein ganzes Augenmerk auf diesen richtet, und etwa vorhandene Andere sich um so leichter drücken können. Ebensogut aber kann es auch passieren, daß der Jäger, nachdem er einen aus dem Auge verloren hat, einen anderen sichtet und glaubt, es sei derselbe.

Der Leopard macht das Märchen von der Tarnkappe wirklich wahr!

Die Höhle, in der unsere Leoparden jetzt hausten, hatte schon seit Urzeiten so ziemlich alle die Tiere beherbergt, die überhaupt Höhlenbewohner sind oder doch Höhlen als Schlupfwinkel bevorzugen, so Löwen, Hyänen, Jagdleoparden, Warzenschweine, Riesenschlangen, alles Tiere, die selbst keine Höhlen bauen, aber vorhandene unter Umständen mit Gewalt in Besitz nehmen.

Als die Leoparden vor einigen Wochen diese Höhle entdeckten, war sie zwar leer, aber ein Hyänenpaar hatte sie in der Nacht verlassen, dies konnten die Leoparden natürlich aus allerhand Anzeichen, vor allem mit ihrer Witterung feststellen. Sie bezogen sie daher zunächst nicht, sondern trieben sich in der Nähe herum. Als sie aber nach zwei Nächten die Höhle immer noch frei fanden, zogen sie ein und waren bis jetzt nicht gestört worden.

Leoparden sind vorsichtige Tiere. So hatten sie eine ganze Anzahl von verschiedenen Tränkplätzen, die sie abwechselnd aufsuchten; ebenso hatten sie mehrere bestimmte Fluchtwechsel; einen von hier hinab an der anderen Seite des Berges, wo die Höhle auch einen Ausgang hatte, am steilen Hang in die tiefe Regenrinne, und dann, je nach der Gefahr, darin auf- oder abwärts; einen anderen direkt in den breiten Sandfluß, der durch ihn und durch die schmale Ebene drüben in das zerrissene und verwachsene Hügelgelände führte: endlich einen in die offene Steppe.

Wenn wirklich Gefahr nahe war, so flüchteten sie zunächst getrennt nach verschiedenen Richtungen, um sich später zu vereinigen. Erkannten sie aber nahende Gefahr schon von weitem, so nahmen sie alle drei denselben Wechsel an, meist in die Hügel am anderen Ufer. Da waren sie am sichersten und, einmal dort, hatten sie hunderte von Möglichkeiten, mit Leichtigkeit jedem Verfolger zu entwischen.

Der Leopard auf der Hügelspitze hatte den Kopf hoch erhoben und äugte unverwandt nach der offenen Steppe zu. Es mochte etwa zwei Uhr sein. Er sah eine Anzahl Giraffen gar nicht weit vom Hügel, seitlich nordwärts flüchtig werden, auch eine starke Gnuherde zog ab, und nach Süden zu setzten sich, wie aus dem Boden gewachsen und lange Staubwolken aufwirbelnd, stärkere und schwächere



In ihrer Ruhe gestörte Leoparden.

Rudel und Herden von Zebras, Kuh-Antilopen, Gazellen und eine Anzahl Strauße in Bewegung.

Der Leopard ließ seinen Warnruf ertönen: Ein hohes Gurgeln, langsam tiefer werdend und in einigen kurzen Grunzlauten endigend.

Es war ein prachtvolles Bild, wie jetzt die beiden ruhenden Leoparden aufmerksam wurden. Fast im selben Augenblick, als der hohe Gurgelton ertönte — einen ähnlichen stoßen auch Löwen oder Löwinnen aus, wenn sie andere, namentlich wenn letztere ihre etwas abseits ruhenden halbwüchsigen Jungen warnen wollen — da erhoben sich aus dem schlangenartigen Knäuel schnell, und doch weich und geschmeidig, mit glänzendem Fell, zwei runde Leopardenköpfe mit weißen, gesträubten Schnauzhaaren, die Augen weit auf, ohne Blinzeln umherspähend, dann wendeten die Köpfe sich einander zu und sahen sich einen Augenblick fragend an. Sonst rührte sich nichts. Als gleich darauf ein kurzes, etwas heiseres „Miauen" von oben ertönte, standen plötzlich die beiden schlanken, geschmeidigen, sehr hellen Leoparden aufrecht da, Köpfe und Hälse weit nach oben gereckt; dann schüttelten sie sich, glitten am Felsen herab und zogen lautlos, wie auf Sammetpfoten, bergauf. Überhaupt schienen diese prachtvollen Tiere wie mit seidenartig glänzendem Sammet überzogen zu sein.

Steppenleoparden sind stärker, hochbeiniger und heller als die Leoparden, die in unübersichtlichem Gelände in der Nähe von menschlichen Niederlassungen von Ziegen und Schafen leben. Die schwarzen Flecken sind auch weiter auseinander und kleiner, und die Grundfarbe Gelb ist heller, hat einen sandigen Ton, so daß bei gewisser Beleuchtung und auf 100—150 Meter Entfernung die Flecken verschwinden und solch ein Steppenleopard fast wie eine Löwin aussehen kann. Bei genauer Beobachtung erkennt man den Leopar-

den natürlich an seinen eleganten elastischen Bewegungen und an der Figur.

Als die beiden Alten oben angekommen waren, hielt man gemeinsam Ausschau: Das Herdenwild stand nördlich und südlich, zwischen sich eine breite Gasse von etwa ein Kilometer lassend, und mitten darin näherten sich dem Hügel fünf aufrechte, schmale Wesen: Menschen. Vorne einer, der fast die Farbe der Steppe hatte, die anderen vier schwarz. Bei den Menschen blitzte es hier und da auf in der Sonne.

Es waren ein Weißer im erdfarbenen Jagdanzug und vier Mássaï mit Speeren.

Die Menschen waren noch so weit fort, daß die Leoparden in aller Ruhe noch beobachten konnten, wohin sie sich wenden würden. Trotz der großen Entfernung lagen sie geduckt und gedeckt, so daß sie nur eben mit den Augen über eine schmale Felskante blicken konnten. Der Alte nahm nach einer Weile die Sicherung nach rückwärts und nach den Seiten, wie es bei nahender Gefahr für Raubtiere selbstverständlich ist. Wind war gar nicht.

Diese Höhlen, wie man sie vielfach in Hügeln der afrikanischen Hochplateaus findet, haben denselben Charakter wie größere, zusammenhängende Höhlensysteme unten in den Steppen und führen auch ausgesprochenen, weißen Flußsand. Solche mehr oder weniger zusammenhängende Höhlensysteme, wie ich sie in Britisch-Ost-Afrika entdeckte, durchziehen die Ebene meist in schlangenartiger Linie wie ein Fluß. Es sind jedenfalls wie ich dies schon bei den Höhlenlöwen ausführte, unterirdische Flußläufe gewesen, und in früheren Erdepochen, als sich bei vulkanischen Veränderungen der Boden hie und da blasenförmig gehoben hat, ist dann ein solches Stück des Flußlaufes mit dem dadurch entstandenen Berg oder Hügel gehoben worden und

der innere Höhlenbau mehr oder weniger erhalten geblieben. Außer dem Sandboden findet man auch andere Anzeichen eines Flußlaufes, so z. B. durch Wasser rund geschliffene Steine.

Die Menschen schienen es auf den Leopardenhügel abgesehen zu haben und kamen unentwegt genau auf ihn zu. Als sie noch einige hundert Meter vom Fluß entfernt waren, hielten die Leoparden es doch für geboten sich zu drücken, und zwar nicht in die Höhle, sondern auf dem rückwärtigen Fluchtwechsel durch den Sandfluß in ihr Hügelgebiet. Das Flußbett durchschritten sie an einer Stelle, wo Felsplatten zu Tage traten, so daß sie keine Fährten hinterließen.

Dann zogen sie durch den lichten Akazienwald und das dichte Gestrüpp in eine der trockenen Flußrinnen und darin entlang in das Hügelgebiet. Sie wollten an einer Stelle, wo die Hügel schroff und felsig nahe zusammentreten und eine schmale mit Gestrüpp und Lianen überwucherte dunkle Schlucht bilden, bis zum Abend ruhen. Aber als sie in die Nähe der Schlucht kamen, erhielten sie Wind von Aas und Hyänen.

Leoparden treffen nicht gern mit Hyänen zusammen; weshalb, werden wir noch sehen. Da sie aber zu Dritt waren und neugierig dazu, so schlichen sie näher, allerdings vorsichtshalber etwas oberhalb am überhängenden Flußufer. Bei der nächsten Biegung sahen sie denn auch zwei gefleckte Hyänen, die im Flußbett auf einer Felsplatte an den Überresten eines Wasserbockes ästen. Sie waren in Luftlinie nur vier bis fünf Meter entfernt. Da rutschte vom überhängenden Ufer ein Stück Erde ab, die Hyänen fuhren herum, sahen die Leoparden oben, sträubten die Nackenhaare und fletschten mit zurückgelegten Ohren wütend die Zähne und ließen tiefe Grunzlaute hören.

Wäre das steile Ufer nicht gewesen, sie hätten die Leo-

parden ohne weiteres angenommen. Die Leoparden begnügten sich damit, die Hyänen mit hochgesträubten Schnauzhaaren anzupfauchen und zogen es vor, weiterzuziehen, denn ganz nahe von ihnen führte ein Sandwechsel zum Ufer hinauf. Nach weiteren zehn Minuten kamen sie am Hang einer Nebenschlucht auf einer kleinen Felsterrasse, die von Euphorbien überschattet war, zur Ruhe und blieben hier bis zum Abend.

Der weiße Jäger hatte mit seinen fünf Mássaï richtig den Hügel erklettert, und hielt genau von dort, wo die Leoparden waren, Ausschau mit dem Glas, während drei Mássaï um den Hügel herum spürten, und dann zum Flußbett hinabstiegen, um nach Wasser zu suchen. Denn ihr Herr wollte heute hier in seinem kleinen Zelt übernachten. Bald tauchten weitere Menschen auf, die die Lasten, Zelte und Proviant brachten, im Ganzen noch sechs Mann. Auf einer kleinen Nullfläche nach der Steppe zu wurde das Zelt aufgeschlagen und die Zeltleinen mit Felsstücken und schweren Steinen verankert.

Nach einer Stunde kamen die drei Mássaï zurück. Sie hatten Wasser gefunden, allerdings von Hundsaffen sehr verunreinigt, aber man konnte im Sand nahebei frisch graben und dann das klare, durch den Sand wie filtrierte Wasser mit Dornen umfrieden. So geschah es. Außerdem hatten sie einen Höhleneingang auf dem Hügel entdeckt — und eine frische Leopardenfährte, die hineinführte. An einer Stelle, wo dicht am Eingang in einer kleinen Vertiefung des Felsens Flugsand lag, war die Fährte schön zu sehen. Durch einen Zufall war ein Leopard da hineingetappt.

Natürlich nahm man an, daß ein Leopard in der Höhle sei. Der Eingang an der anderen Hügelseite war den Mássaï entgangen, da er dicht verwachsen war, und die

Leoparden sich wohl gehütet hatten, an der Bewachsung etwas zu zerstören.

Man sieht, wie leicht man falsche Schlüsse aus ziemlich sicheren Anzeichen ziehen kann.

Unser Jäger kannte sich ziemlich gut aus. War der Leopard in der Höhle, kam er sicher erst in stockfinsterer Nacht heraus. Setzte der Jäger sich an, einerlei wo, nur nahe genug, um schießen zu können, so kam der Leopard entweder gar nicht heraus — oder so überraschend, blitzartig, daß zehn gegen eins zu wetten war, daß der Schuß nicht traf. Und dann war der Leopard vergrämt.

Also wurde größte Ruhe im kleinen Lager angeordnet, ein Wildwechsel zum Wasserholen bestimmt; nur auf diesem Wege durfte Wasser geholt werden. Ein anderer Wechsel in die Steppe diente zum Brennholz Sammeln.

Der Jäger setzte sich um fünf Uhr unter dem Wind, der jetzt von der Steppe aus wehte, an der Flußseite etwa fünfzig Meter vom Höhleneingang mit seinem besten Mássaï auf erhöhtem Standpunkt hinter einem Fels an, auf den ein Dornbusch gelegt war, durch den hindurch er den Eingang und die kleine Terrasse davor beobachten konnte. Der Mássaï mußte scharf nach dem Fluß beobachten. Jeder hatten ein Glas, so daß der Mássaï auch in den lichten Akazienwald am anderen Ufer sehen konnte. Natürlich sah der Jäger keinen Leoparden. Aber gegen sechs Uhr, als die Sonne schon dicht am Horziont stand, sichtete der Mássaï drüben im lichten Akazienwald zwei Nashörner, die langsam dem Flußbett zu bummelten; dann verschwanden sie hinter der Uferbewachsung, und nach zehn Minuten, gerade bei Sonnenuntergang, tauchten sie etwas flußabwärts, aus dem Flußbett kommend, in der Steppe auf und zogen auf einem hellen, von hier oben deutlich sichtbaren Wechsel in die offene Steppe. Sie hatten jedenfalls in einem Wasserloch

getränkt. Während der Jäger noch beobachtete, ertönten vom jenseitigen Ufer aus dem Hügelgelände, ziemlich fern, deutliche, dumpfe, abgebrochene Löwenlaute; gleich darauf grunzten Leoparden ganz nahe am Fluß, und nach einer Weile begannen an verschiedenen Stellen, auch schon in der Steppe, Hyänen leise zu heulen.

Als die Dämmerung so tief herabsank, daß kein Büchsenlicht mehr war, schlich der Jäger mit seinem Mássaï zum Lager zurück, aber auf der anderen Seite des Hügels herum, und noch ehe sie im Lager waren, erdröhnte mächtiges Löwengebrüll in der Steppe ungefähr dort, wo Mittags die Giraffen gestanden hatten.

Die Leute hatten bereits abgekocht, und die Feuer wurden gelöscht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die drei Leoparden hatten bis gegen Sonnenuntergang abwechselnd geschlafen, natürlich war einer immer wachsam — und waren, als es infolge der tief stehenden Sonne in der Schlucht ziemlich dunkel wurde, nach dem üblichen „sich Recken und Dehnen und Katzbuckeln und Umeinander-Herumstreifen", langsam zunächst den Weg zurückgewandert, den sie gekommen waren. Sie wollten tränken.

Als sie bei der Stelle vorbeikamen, wo die Hyänen an den Überresten des Wasserbockes geäst hatten, flog eine ganze Wolke von Aasgeiern auf. Viel hatten die Hyänen nicht übrig gelassen; aber Aasgeier kommen immer noch auf ihre Rechnung.

So zogen sie weiter. Da, wo der Flußlauf aus den Hügeln in die kleine Ebene tritt, verließen sie ihn und zogen nordwärts durch das ziemlich dichte Gestrüpp am Hügelrand. Sie wollten einen Tränkplatz aufsuchen, der nicht zu nahe am jetzt etwas gefährlichen Hügel, vor allem unter dem Wind des Hügels lag. Der Abendwind wehte um diese

Zeit meist aus Süd. Schon ehe sie aus dem Gestrüpp nach dem Tränkplatz im breiten Sandbett abbogen, blieb die Alte stehen und nahm die Nase hoch in die Luft. Sie hatte die Witterung der Menschen schon; der Wind stand hier fast genau vom Hügel her.

Die Alte grunzte leise, die beiden anderen zogen die Lefzen mit den weißen Barthaaren hoch und fauchten leise, dann zogen sie weiter. Bald kamen sie an einen breiten Nashornwechsel, der zum Tränkplatz führte, nahmen ihn an und waren in einigen Minuten am hohen Flußufer. Hier schlich die Alte seitwärts vom Wechsel vorsichtig durch das Gestrüpp, bis sie in das Flußbett hineinsehen konnte, die anderen beiden taten sich hinter ihr nieder. Von hier aus sah sie den Tränkplatz, ein von Nashornen gescharrtes und von Pavianen ausgearbeitetes, trichterförmiges Loch im Sand, dicht am hohen Ufer, wo ein riesiger Tamarindenbaum stand und seine schattigen Äste mit dem feinen Laub schützend darüber breitete.

Da wo Grundwasser sogar in der trockensten Zeit vorhanden ist und die Wurzeln der Bäume heranreichen, entwickelt sich die Vegetation üppiger und zeigt mitten zwischen sonst dürrem Laub frisches Grün, andererseits wieder wird durch die schattenspendenden Bäume das Wasser vor der Hitze und Verdunsten geschützt. Und infolge dieser Wechselwirkung kann der Mensch mit ziemlicher Sicherheit an solchen Stellen darauf rechnen, Wasser zu finden. Immer stimmt es aber auch nicht. Und auch hier zeigt sich wieder die Überlegenheit der Sinne der Tiere. Sie wittern das Wasser ohne weiteres. Ja sogar zahme Haustiere, wie Esel, beginnen, wenn sie durstig sind, im Flußsand zu scharren, sobald sie dort Wasser wittern. Wenn man mit Lasteseln oder Reiteseln wandert, so beschleunigen die Tiere schon lange vorher das Tempo, nehmen die Nasen

witternd hoch, um, wenn sie an Ort und Stelle sind, tief zu schnuppern und zu scharren; da kann man getrost graben.

So hatten die Wildnistiere außer vielen anderen auch diesen Tränkplatz gefunden und sich zurechtgemacht. Allerdings muß jeder „Teilnehmer“ vor der Benutzung selbst arbeiten, vorsichtig kratzen, und in flacher Schurre den Sand rückwärts hinausschieben, da er sonst immer wieder nachrutscht. Die Tiere sind Meister darin und handeln mit bewußter Überlegung — nicht, wie es sich viele Stubengelehrte zurechtlegen mit dem letzteren so bequemen „Instinkt“.

Also auch unsere Leoparden.

Als fünf Minuten lang alles ruhig blieb, war die Alte, halb gleitend, halb springend, mit unbeschreiblicher Leichtigkeit im Nu den hier immerhin sechs Meter hohen, steilen Hang hinab gesprungen, stand einen Augenblick, windend und Ausschau haltend, und ging dann mit gestauchten Schritten, daß die Schulterblätter wie steile Sammetkissen abwechselnd hoch kamen, der Schurre des Tränkplatzes näher.

Auf halbem Wege blieb sie stehen, wendete ihren Kopf seitwärts und rückwärts, fand alles in der Ordnung und ging vorsichtig näher.

Der Sandboden war besät mit Fährten, die von allerhand Wild stammten, aber nur als größere oder kleinere fast kreisförmige Vertiefungen erschienen, da in diesem lockeren Flußsand keine anderen Merkmale zurückbleiben. Nur unmittelbar an dem kleinen sichtbaren Stückchen Wasseroberfläche, wo der Sand noch feucht war, gab es zwei tief eingedrückte, deutlich erkennbare Nashornfährten; der Dickhäuter hatte, mit der Vorderhand dicht am Wasserrand stehend, getränkt, und war rückwärts vorsichtig einige Meter zurückgegangen, ehe er wendete.

Auch hier lag die Witterung von Hyänen in der Luft, und zwar noch ziemlich frisch.

Der Tränkplatz war peinlich rein. Fast keine Wildlosung lag in der Nähe. Wenn auch fast alle Tiere dazu neigen sich zu losen, wenn sie zum Tränken ins Wasser treten, so in größeren Sümpfen oder an flachen Fluß- und Seeufern oder in größeren flachen Regentümpeln in der Steppe, so halten die Tiere doch diese in sandigen Flußbetten selbst angelegten Tränkplätze merkwürdig rein. Es ist wie ein stillschweigendes Übereinkommen, das allen zu gute kommt, Freund und Feind und nach meiner Überzeugung durch Erfahrung und Jahrtausende lange Vererbung bedingt ist. Eine Ausnahme machen die Hundsaffen, die solche Tränkplätze meist verschmutzen.

Weich und elastisch waren die beiden anderen Leoparden der Alten gefolgt und sicherten flußauf- und -abwärts, während sie die Tränke in Ordnung brachte.

Ganz langsam und vorsichtig, mit „Sammetpfoten", vor dem Niedersetzen stets mit der Pranke mit eingezogenen Krallen tastend, war die Alte lautlos dem kleinen Wasserspiegel immer näher gekommen, jetzt war sie so weit, daß sie mit weit vorgestreckter Pranke langsam und vorsichtig den Sand vom Wasser weg zu sich heranholen und nach und nach mit den Hinterläufen weiter nach oben schieben konnte, wobei sie zielbewußt mit der linken Hinterpranke nach links, mit der rechten nach rechts arbeitete und so den Zugang zum Wasser, der von anderen Tieren schon etwas gefestigt war, nicht mit losem, rutschendem Sand bedeckte.

Einigemale äugte sie schnell mit langem Hals nach oben, dann arbeitete sie weiter. Jetzt lag sie „lose" auf dem Sand, beobachtete den Uferrand und schien zufrieden. Dann erhob sie sich vorsichtig, setzte mit vollendeter Grazie eine Pranke weich voraus, so daß sie ganz langsam etwas einsank, dann die andere, dann zog sie die Hinterhand heran, dasselbe Manöver noch einmal, und, sich sachte

duckend schob sie Kopf und Brust weit über die Vorderpranken hinaus, daß Kopf und Hals tief zwischen den hohen Schulterblättern steckte, und konnte mit der sauber und geduldig vorbereiteten Tränke beginnen.

Wie vorsichtig, man kann sagen „schlemmerhaft“, sie das Naß schleckte! Einem verwöhnten Lebemann kann der schönste Wein sicher nicht besser schmecken.

Der jüngere Leopard saß jetzt oben wie ein Hund und sah mit lüsternen Augen zu. Der Alte sicherte unentwegt weiter. Nachdem die Alte ihren Durst gestillt hatte, kam der Jüngere dran, und schob sich dann, wie die Alte es getan hatte, rückwärts die Schurre hinauf. Während die Alte mit dem Jüngeren spielte, bald im Sand auf dem Rücken lag, bald ihn herumjagte, tränkte der Alte.

Aber noch ehe er fertig war — es war schon ziemlich dämmerig geworden, nur die von der Abendsonne goldig erglühenden Cyrruswölkchen warfen noch ein ungewisses Licht in den tiefen Flußlauf — ertönten heisere Hyänenlaute dicht an der nächsten Biegung, und gleich darauf kamen zwei starke, gefleckte Hyänen um die Ecke des Felsens durch den Sand herangetapst.

Der Alte stand noch unten im Wasserloch, und die beiden anderen lagen spielend und sich überkugelnd hinter einem Schilfbüschel und spielten lautlos, wie es Leoparden oft tun — wohl aus Angst, sich zu verraten — so daß die Hyänen dicht an der Schurre waren, als der Alte gerade gewendet hatte, um nach oben zu gelangen; denn er brauchte jetzt nicht mehr besonders vorsichtig zu sein, daß kein Sand nachrutschte.

Die beiden Hyänen verbauten dem Alten regelrecht den Rückweg, standen mit gesträubten Nackenhaaren und mit hochgezogenen Lefzen die Zähne fletschend in Angriffsstellung, während der Leopard sich zum Sprunge duckte. Aber

bergauf und im losen Sand hatte er keinen Absprung, sonst wäre er im großen Bogen über die Hyänen mit Leichtigkeit hinweggesetzt.

In diesem kritischen Augenblick hatten die beiden anderen Leoparden die Hyänen wahrgenommen und brummten gefahrdrohend. Den Augenblick, als die Hyänen nach dort herum fuhren, benutzte der Alte, war wie der Blitz bei ihnen vorbei und in langem, elastischen Galopp verschwanden alle drei steppenwärts, jeder mit einem Satz das hohe Ufer nehmend.

Zwei Hyänen gegen drei Leoparden!

Man lernt nie aus im Tierleben.

Die Leoparden rissen früh in der Nacht einen Impalabock (Schwarzfersen-Antilope) und taten sich gütlich; zunächst arbeiteten sie die Eingeweide heraus, verzehrten zuerst die Leber, und nachdem sie sich gesättigt hatten und noch Hals, Kopf und Vorderläufe übrig waren, bugsierten sie die Reste mit vereinten Kräften auf eine verästelte Akazie hinauf, damit diese ekelhaften Hyänen ihnen nicht wieder ins Gehege kämen. —

Dann zogen sie wieder auf die kleine Felsterrasse in der Nebenschlucht, wo sie am Nachmittag geruht hatten, und alle drei dachten sich, wenn doch nur die Menschen wieder fortgehen wollten, damit sie ihre Höhle beziehen könnten.

Sie mußten eben am nächsten Tage vorsichtig beobachten.

Folgen wir nun dem Hyänenpaar.

Zweites Kapitel.

Unruhige Geister.

Nachdem die drei Leoparden im Ufergebüsch verschwunden waren, tapsten die beiden Hyänen, sich drängelnd

und geifernd, so recht läppisch und täppisch, wie sie alles tun, die Schurre hinab, zum Wasserloch. Sie schienen sich nichts daraus zu machen, daß Sand nachrutschte und das das Wasser trübe wurde. Sie soffen in wahrstem Sinne des Wortes, laut schlampernd, Wasser mit Sand vermischt herunter, sich dabei gegenseitig drängend und fortwährend grunzend und alle möglichen Lachlaute ausstoßend.

Immer sind Hyänen nicht so unvorsichtig, aber sie wußten, daß keine Gefahr im Verzuge war, denn sonst wären die Leoparden hier oben nicht so harmlos gewesen.

Ziemlich schnell waren sie fertig, und trottelten die Schurre hinauf, standen einen Augenblick windend und bummelten dann geschäftig den Nashorn-Wechsel hinauf der Steppe zu. Es war jetzt fast dunkel hier im schmalen Uferwald, denn der Mond stand noch tief und konnte sein mildes Licht noch nicht gegen das verblassende Sonnenlicht durchsetzen.

Als sie, dem Nashornwechsel folgend, aus dem Walde, dann aus dem lichteren Dorngestrüpp und endlich aus dem in der Flußnähe höheren Grasbestand in die blanke Steppe hinaustraten, stand der Mond noch als blutrote Scheibe tief am Himmel und südlich lag der Hügel, auf dem die alte Wohnung dieser beiden Hyänen lag. Denn sie waren es, die vor unseren Leoparden dort lange gehaust hatten.

Eines Nachts war dann ihre Suche nach Nahrung vergeblich gewesen, sie waren gegen Morgen so weit von ihrer Höhle entfernt, daß sie sich bei Tageslicht nicht mehr zurücktrauten, und so jagten sie eine Zeitlang im neuen Gebiet und kamen dann, nach und nach, ihrer Höhle zustrebend, wieder näher. Eigentlich wollten sie schon vor zwei Tagen dorthin zurückkehren; aber da hatten sie in jenem Flußlauf Löwengebrumm gehört; und als sie vorsichtig näher kamen, sahen sie im Mondlicht am hohen Ufer einen einzelnen alten

Löwen bei einem von ihm gerissenen Wasserbock. Sie warteten geduldig in der Nähe, und als der Löwe bald nach Tagesanbruch abzog, waren sie die ersten bei den Überresten.

Dort hatten unsere Leoparden sie getroffen.

Man trifft sich eben so — wie wir Menschen im großen Berlin, oder auf dem Münchener Hauptbahnhof — oder an der Riviera — wieviel eher Tiere, die in einem verhältnismäßig begrenzten Gebiet umherstreifen und jagen!

Die beiden Hyänen bummelten nun südöstlich in die offene Steppe; einmal gingen sie so mit gutem Wind, dann aber näherten sie sich auch ihrer alten Höhle; endlich hatten sie in der Richtung Löwen brüllen gehört, und hofften, ohne sich selbst unnötig anzustrengen, Reste von der Löwenmahlzeit zu finden.

Bald kam ein kleiner Akazien-Bestand in Sicht, der sich düster gegen das Mondlicht abhob, und als sie noch etwa 400 Meter davon entfernt waren, hörten sie kurzes, ruckweises Löwenbrummen halbrechts, und gleich darauf kamen lange, hohe Schatten vor ihnen schwankend, eilig vorbei, während der Boden dumpf erdröhnte: Flüchtige Giraffen.

Löwen hatten eine Giraffe gerissen.

Fast gleichzeitig nahmen die feinen Nüstern der Hyänen die Witterung frischen Blutes auf, und nach ein Paar Minuten sahen sie ein Löwenpaar an einem riesigen Giraffenkörper eifrig und leise beschäftigt.

Trauer-Kibitze strichen klagend in wellenförmigem Flug über sie hin, und hinter ihnen, vom Hauptflußbett her ertönte das Grunzen von Leoparden.

Die Hyänen konnten warten. Sie taten sich unter einem nahen Dornbusch nieder, kaum hundert Meter von den Löwen, aber unter dem Wind. Eine legte sich, während die männliche Hyäne sich hinsetzte.

Es dauerte gar nicht lange, so fand sich noch anderes, lüsternes Raubgesindel ein, das den Wind von der Löwenmahlzeit bekommen hatte. Zuerst kamen zwei Schabracken-Schakale, die ihr Kommen schon von weitem durch ihr durchdringendes, hohes, kurzes Bellen anzeigten. Sie steuerten ahnungslos auf den Hyänenbusch zu, wurden aber von der männlichen Hyäne wütend angenommen und verjagt, machten aber nur einen Bogen und ließen sich unter der letzten, den Löwen am nächsten stehenden Akazie nieder.

Bald kamen Flecken- und Streifen-Hyänen von mehreren Seiten, teils durch die Witterung angezogen, teils hatten sie aus Schakal- und Hyänenlauten gehört, daß hier etwas zu haben war.

Die Löwen merkten allmählich, daß allerhand Gesindel umherlungerte. Und wenn eins dieser Tiere sich hungrig zu nahe heranwagte, verließ der Löwe oder die Löwin die Mahlzeit, nahm mit angelegten Ohren wütend an, und dann zerstoben Hyänen und Schakale nach allen Windrichtungen, um ein fürchterliches Gezeter, Gelache und Geschimpfe anzufangen, während der Löwe zu seiner Mahlzeit zurückkehrte.

So wurde es nach und nach Morgen; und immer noch waren die Löwen bei ihrer Beute.

Schon im ersten Dämmerlicht waren einige Aasgeier aufgetaucht und hatten sich auf den Akazien niedergelassen.

Die Hyänen und Schakale mochten zusammen jetzt vierzig bis fünfzig zählen, waren teils ermüdet und lagen umher, teils waren sie unruhig und ärgerlich; Hyänen scheuen das Tageslicht besonders. Die Streifen-Hyänen waren schon vor Hellwerden abgezogen.

Allmählich hatten sich an fünfzig Aasgeier angesammelt; einige saßen auf Termitenhügeln, die ganz nahe bei

den Löwen waren. Auch zwei Marabus zogen große Kreise in der Luft.

Da flatterten plötzlich wie auf Kommando alle Aasgeier mit einem Ruck auf, und im Nu stand der Löwe, der eine prachtvolle Mähne hatte, mit hocherhobenem Kopf da, und nahm den Morgenwind auf, der jetzt von Osten wehte; die Löwin stand oben auf dem Kadaver der Giraffe und äugte nach allen Seiten umher. Alle Hyänen und Schakale beobachteten die Löwen.

Da macht der Löwe, laut brummend, einen Satz — im selben Augenblick ertönt ein kurzer Knall — der Löwe beißt um sich, dann nach seiner rechten Seite, dreht sich im Kreise, fällt — und steht nicht mehr auf; noch ein Knall, daß die Löwin mit mächtigen Satz von der Giraffe herabspringt und in langem Galopp durch die Akazien flüchtig wird, mitten durch Hyänen und Schakale hindurch, die ihr nun zunächst blind folgen, dann aber nach kurzem Halt in verschiedenen Richtungen flüchten.

Da tauchen hinter einer leichten Bodenwelle, die sie vorher verborgen, Menschen auf und eilen auf den Giraffenplatz zu.

Der weiße Jäger hatte bei Dunkelheit sein Lager abgebrochen, war dem Löwengebrüll nachgegangen, während seine Leute ostwärts nach einem bezeichneten Lagerplatz zogen, und hatte den alten Löwen erlegt.

Die beiden Hyänen machten auf ihrer Flucht bald einen Bogen nach Westen, dem Flußlauf zu, bummelten darin entlang, bis sie an die Regenrinne kamen, die ihren Höhlenhügel streift, bogen hinein und strebten ihrer Höhle zu.

Als sie auf halber Höhe waren, bekamen sie Witterung von Menschen, kurz ehe sie den dortigen Höhleneingang erreicht hatten; die Menschen waren zwar schon fort, aber die Witterung von ihnen war noch da; und so eilten sie

schleunigst in die Höhle hinein. In der Höhle sagte ihnen ihre Witterung sofort, daß hier Leoparden gewesen waren, und, zusammengestellt, mit krummen Rücken und gesträubten Nackenhaaren schnüffelten sie überall herum. Nach und nach trauten sie sich aus dem anderen Ausgang hinaus und hatten bald herausgefunden, daß auch die Menschen fort waren. Dafür fanden sie im menschlichen Lager Knochenreste, Fellstücke und allerlei Reste der Mahlzeit, so daß sie für ihren nächtlichen Mißerfolg einigermaßen entschädigt waren. Dann legten sie sich in der Höhle schlafen.

Drittes Kapitel.

Wer ist der Herr?

Gegen vier Uhr morgens hörten die Leoparden aus der Richtung des Flußlaufes, wo sie die Hyänen am Wasserbock getroffen hatten, dumpfes Löwengebrüll, etwas heiser, von einem einzelnen, alten Löwen; und bald darauf tapste er auch unter ihnen im Nebenbett hindurch. Mäuschenstill verhielten sie sich. Wenn der Löwe auch wahrscheinlich vollgefressen und faul war, so konnte man doch nicht wissen; und sie fürchten den Löwen sehr. Nicht als ob der Löwe Leoparden fressen würde, aber er haßt sie und nimmt sie an, wo er kann, ja jagt sie oft regelrecht ein gutes Stück; wehe dem Leoparden, wenn ein Löwe ihn erwischt!

Heute Nacht war starker Tau gefallen, so daß das bunte Fell der Leoparden trotz der schützenden Euphorbie naß war und einen strengen Geruch ausdünstete.

In ihrem Flußlauf blieb es noch lange kühl und schattig, und um sieben Uhr, als die Sonne die Spitzen der höheren Bäume traf, begann es in ihrer Nähe zu dampfen, und weiße Nebelschwaden stiegen empor. Nach einer halben Stunde hatte sich ein grauer Dunst über der Landschaft gebildet,

so daß von der Sonne nichts mehr zu sehen war. Jetzt ertönte von fernher aus der Steppe Löwengebrüll, beantwortet von dem Alten im Hügelgelände; eine verspätete Hyäne heulte kurz irgendwo in den Hügeln, dann ward es still.

Nun machten sich die Leoparden auf den Weg. Sie wollten wieder ihre Höhle beziehen, aber vorher vorsichtig herausfinden, ob die Luft rein war. Da der Morgenwind aus Osten wehte, so mußten sie dieses Mal erst südwestlich, das Hauptbett abwärts ziehen, um unter den Wind des Hügels zu kommen. Sie bogen also, als sie aus dem Nebenfluß herauskamen, in die Akazienwaldung, dieses Mal rechts ab bis zum nächsten kleinen Flußlauf, bummelten in dessen Ufergebüsch oben entlang bis zum breiten Sandbett hindurch und stiegen den jenseitigen Hang zur offenen Steppe hinan. Dann zogen sie durch den hier schmalen, lichten Akazienstreifen und kletterten auf einen breiten Termitenhügel, der etwa fünfzig Meter vom Waldrand in der blanken Steppe lag. Hier setzten sie sich alle drei, hoch, schlank, aufrecht nebeneinander hin und nur ihre Köpfe und die äußersten Spitzen ihrer Schweife schienen Leben zu haben; die Morgensonne hatte den flüchtigen Dunstkreis des Taues zerteilt, und beschien diese Gruppe der drei bunten Leoparden goldig-rot. So wie sie da saßen, wären sie eine wundervolle Vorlage für einen Bildhauer gewesen: Der Termitenhügel war das Postament. Hauptsächlich nahmen sie den Wind auf, der ziemlich frisch direkt vom Hügel auf sie zu stand. Luftlinie wohl 800 Meter.

Aber obwohl sie noch die Impala-Reste im Baum liegen hatten, blickten ihre Augen lüstern nach einigen ganz in ihrer Nähe stehenden Thompson-Gazellen, einem Bock mit Tier und einem halbwüchsigen Jungen. Frisches, namentlich junges Fleisch schmeckt immer am besten.

Die Gazellen standen, zusammengestellt, mit etwas gekrümmten Rücken, von den Leoparden abgewendet und hatten keine Ahnung von deren Nähe. Es war nur etwa hundert Meter Entfernung. Der Wind hatte den Leoparden zweifellose Witterung von Menschen gebracht; der Geruch von Menschen haftet noch einige Zeit am Lagerplatz, auch mögen die Schwarzen alte Lappen liegen gelassen haben. Jedenfalls verzichteten sie für heute auf ihre Höhle und glitten vorsichtig ruckweise den Hügel hinab.

Also Gazellenjagd. Der Plan war selbstverständlich. Die Alte blieb hinter dem Termitenhügel, sanft an ihn geschmiegt, so liegen, daß sie gerade zwischen zwei Erhöhungen hinüberblicken und die Gazellen beobachten konnte. Der Alte schlich mit dem Jungen zurück in den Wald, wo sie sich trennten, und einer rechts, einer links im Wald etwa 200 Meter weit zog. Dann machten sie beide, scheinbar harmlos bummelnd einen weiten Bogen nach außen um die Gazellen. So wollten sie bis über den Wind der Gazellen kommen und hofften sie dann, auf sie zu galoppierend, zunächst dem Waldrand zu und so der Alten in die „Pranken“ zu treiben.

Aber es kam anders. Gnus und Zebras wurden vor dem Alten unruhig und zogen langsam der offenen Steppe zu, dabei fortwährend zu ihm sichernd. Das sahen die Gazellen, und zogen, mit den kleinen flaumigen Schwänzchen wedelnd, ebenfalls steppenwärts, voran die Alte, dann das Junge, zuletzt der Bock. Und dieser, wie sich das für einen ordentlichen Bock gehört, richtete seine Aufmerksamkeit auch ab und zu nach rückwärts.

Die Leopardin übersah sofort die Lage, und schlich, so schnell sie konnte, den Gazellen nach, sie scharf im Auge behaltend. Sobald der Bock anhielt, um nach rückwärts zu sichern, lag sie, platt zur Erde gedrückt, regungslos da. Das

ging so vier- bis fünfmal, und sie war bis auf dreißig Meter herangekommen. Aber da faßte der Bock sie ab. Er war schon mißtrauisch geworden, setzte zum Weitergehen an, wandte sich blitzschnell, sah das sich duckende Raubtier, prustete Alarm, und in langem, federndem Galopp nahm er die Führung steppenwärts.

Jetzt begann eine Jagd! Die beiden anderen Leoparden waren, als sie die Flucht der Gazellen sahen, in langen Fluchten quer auf sie zugekommen. Sie hatten aber noch gut 200 Meter zu machen, und es langte nicht. Um zehn Meter entwischten die Gazellen in rasender Flucht den drei Raubtieren, die im selben Augenblick fast auf demselben Fleck angekommen waren.

Da saßen sie nun, mit ziemlich dummen Gesichtern, — denn auch Leoparden können in ihrem Mienenspiel ihre Stimmung zeigen, wie fast alle Tiere — und zogen, leise fauchend, ihre Schnauzhaare hoch. Dann machten sie Kehrt, bummelten in den Wald zurück, tränkten ein wenig, wanderten zu den Impala-Resten, die sie verzehrten und suchten sich für heute einen Schlupfwinkel im nächsten kleinen Flußbett. Als die Sonne wieder tief stand, zogen sie zur Tränke im Hauptbett, und dann nach ihrer Höhle.

Die Nacht war sehr finster; eine düstere Wolkenwand war schon gegen Abend heraufgestiegen; es war fast wie ein Wettrennen zwischen ihr und dem Mond, der hinter ihr emporstieg, bald hart an den oberen Rand kam und ihn durchscheinend versilberte, bald hinter ihr zurückblieb; aber schließlich mußte er das Rennen aufgeben, denn es zog sich, wie aus dem Nichts entstehend, am oberen Rande der Wand von allen Seiten zusammen, und bald war kein Stern mehr zu sehen. Ein düsterer Schleier, hier und dort noch ein wenig hell scheinend, verschloß das ganze Himmelsgewölbe, und ruckartiges Wetterleuchten zuckte im Osten.

Tot und erstorben schien alles, wie von dem drohenden Himmelsschleier eingeschlossen und dem nahenden Unheil ausgeliefert. Kein Lüftchen regte sich.

Drückende Schwüle lähmte jede Unternehmungslust der Leoparden, und so zogen sie faul und mißmutig ihrer Höhle zu. Dort wollten sie ruhen, bis das nahende Unwetter vorbei war.

Aber noch ehe sie den Fuß des Hügels erreichten, fielen erst einige dicke Tropfen, dann nahte ein Rauschen, grelle Blitze, gefolgt von harten Donnerschlägen, erleuchteten flackernd die Landschaft, und ein sausender Sturm peitschte den Regen fast wagerecht ihnen entgegen. Im Trab eilten sie nach dem Hügel und strebten, am Hang ein wenig geschützt, dem nächsten Höhleneingang zu. An der Terrasse angekommen, drängelten sie sich ohne Besinnen in den Eingang hinein! sie hatten nur den einen Gedanken, ins Trockene zu kommen; zudem hatte der Regen hier oben jede Witterung verwaschen.

Aber kaum waren sie in der Höhle, als mit unbeschreiblichen, grunzenden und fauchenden Lauten die beiden Hyänen sich auf sie stürzten; und nun entspann sich ein rasender Kampf.

Das Bewußtsein „daß dies *ihre* Höhle war, und die Unlust, in das tobende Unwetter hinauszumüssen, ließen die alten Leoparden ihre Scheu vor den Hyänen im ersten Augenblick vergessen. Der jüngere war blitzartig bei den Hyänen vorbeigejagt und hatte sich bis dicht an den Ausgang an der anderen Hügelseite „gedrückt". Hier saß er unschlüssig, auf dem Sprung, wenn nötig, ins Freie zu flüchten, mit herabgelegten Ohren dem Kampfeslärm lauschend.

Nach knapp einer Minute kam der Lärm näher, wütendes Grunzen eines Leoparden und dahinter lachendes, zeterndes Hyänengeheul — und im nächsten Augenblick kam die Alte



Von einem Löwen am Rand eines Regentümpels gerissenes Zebra.

in voller Flucht dem Ausgang zu, verfolgt von den beiden Hyänen. Ihr voraus flog der jüngere Leopard hinaus in den prasselnden Regen, dicht gefolgt von der Alten und erst unter dem überhängenden Ufer des Flußbettes am Fuß des Hügels kamen sie auf einem Felsvorsprung zum ersten Halt; denn das „trockene“ Bett war bereits ein reißender Bach.

Die Alte war böse zerbissen und zerzaust, leckte sich, leise graulend, das rieselnde Blut ab, wo sie konnte, der Jüngere half an den anderen Stellen.

Hier waren sie sicher; sie wußten, daß die Hyänen nicht weiter folgten, zumal bei dem Unwetter.

Der alte Leopard lag verendet in der Höhle; eine Hyäne hatte ihm den ganzen Vorderteil des Schädels unterhalb der Augen und die Muffel in Stücke zerbissen; zudem war die Halsschlagader durchgebissen.

Nach einigen Tagen war nichts mehr von ihm übrig; Hyänen machen reinen Tisch.

Nur Bündel von kurzen Leopardenhaaren, die die Hyänen wieder ausgebrochen hatten, lagen noch lange auf der Terrasse, wo wir die beiden schlafenden, schönen Raubtiere zuerst fanden.

Sic transit gloria mundi!

Schlußwort.

Diese Schilderung ist zusammengestellt aus erlebten und gewissenhaft beobachteten Vorkommnissen. So konnte ich feststellen, daß in der Höhle ein Kampf stattgefunden hatte zwischen zwei Hyänen und zwei starken Leoparden, daß der männliche Leopard in der geschilderten Weise zerbissen war und der dritte, ohne am Kampf teilzunehmen, mit der Alten flüchtig geworden war. Die Fährten waren natürlich bis zum Flußbett verwaschen, aber wir fanden die starken

Schweißspuren und Leopardenhaare auf dem trockenen Platz und dem überhängenden Flußufer. — Diese drei Leoparden hatte ich lange beobachtet; als ich mir schließlich vornahm, den Alten zu erlegen, war es mir nie gelungen, ihn schußgerecht zu bekommen; und dann folgte der Kampf mit den Hyänen, die mir zuvorkamen. Die Höhle haben wir mit Laternen untersucht. Als ich nach etwa einem halben Jahr wieder hinkam, war sie von Löwen bewohnt.

Wildtränke am Kikuletue-Fluß bei Mbuguni am Kilimandjaro.

Die weite Wildsteppe zwischen dem Kilimandjaro und dem Meru-Vulkan wird im Süden durch den Kikuletue-Fluß abgeschlossen, der, eingefaßt von einem schmalen, dunklen, hochstämmigen Galerie-Wald an den Tschatschame- und Litäma-Bergen entlang dem Mweriweri-Fluß zuströmt. Er führt das ganze Jahr hindurch schönes, kühles Wasser, das er von vielen kleinen Gebirgsbächen des Meru erhält. Das Großwild aus den dürren Steppen, besonders Zebras und Gnus, suchen diesen Fluß daher mit Vorliebe zur Tränke auf. In der ganz trockenen Zeit, wenn auch die vereinzelten Wassertümpel an den Vorbergen des Meru ausgetrocknet sind, kommen Gnus, Zebras und Eland-Antilopen von weit her in langen Zügen durch die Steppe gezogen, um im Kikuletue ihren Durst zu stillen.

Da der Fluß meist steile Ufer hat, so sind die Tiere auf einige wenige Stellen angewiesen, wo hohlwegartige, flache Mulden den Zugang zum Wasser ermöglichen. Es hat einen eigenen Reiz, wenn man nach anstrengendem Marsch oder auf der Jagd aus der heißen im Sonnenlicht flimmernden Grassteppe auf einem vom Wild ausgetretenen Pfade an solchem Tränkplatz in den hochstämmigen Galeriewald eintritt; feierliche Stille herrscht um die Mittagszeit im Walde, nur selten hört man den Laut eines Pavians oder einer Meerkatze; denn auch diese unruhigen Gesellen lieben die Mittagsruhe. Ein großer Käfer summt vorbei, hoch

über den Baumgipfeln hört man den eigentümlich pfeifenden Flügelschlag eines streifenden Marabus; sonst tiefe, ahnungsvolle Stille. Der Fluß fließt langsam und ruhig, so daß man ein leise plätscherndes Geräusch nur hört, wenn das Wasser etwa einen tief hängenden Ast umspült oder wenn ein Fisch einen Luftsprung macht. Das Bild eines afrikanischen Urwaldes, in dem es von Affen, kreischenden Papageien, Schlangen und Leoparden wimmelt, wie man es sich häufig in Europa vorzustellen pflegt, habe ich nie gefunden; alle diese Tiere sind wohl da, wohl auch oft in der Nähe, aber die Scheu vor dem Menschen und Schutzanpassung tun das ihrige, um sie fast unsichtbar zu machen. — So friedlich und paradiesisch eine solche Urwaldstimmung auch erscheint, so kraß ist der Gegensatz häufig, wenn man Gelegenheit hat, mitten in dieser friedlichen Natur den Kampf ums Dasein in der Tierwelt zu beobachten. Von der kleinen Spinne ab, die einen plumpen Brummer in ihrem Netz gefangen hat, bis zu dem im Flusse lauernden Krokodil, das ein Zebra in dem Augenblick in die Tiefe reißt, wo es über dem Genuß des Trinkens die nötige Vorsicht außer acht läßt, begegnet der aufmerksame Beobachter immer wieder dem Kampf ums Dasein. Eines muß vom anderen leben.

Ein Neuling, der in solche Waldeinsamkeit hineinkommt, mag sich noch ganz dem friedlichen Eindruck hingeben; wer aber jahraus, jahrein in der Wildnis unter den Tieren lebt, wird gerade in solchen Augenblicken ein leichtes Gefühl von Mißtrauen nie überwinden, daß plötzlich eine Störung eintritt. Und gerade dies verleiht der afrikanischen Wildnis einen ganz besonderen Reiz.

An einem dieser Wildwechsel, die zum Tränkplatz führen, hatte ich auf einer riesigen Akazie etwa auf zwanzig Meter Höhe eine kleine Kanzel bauen lassen und wollte einen Tag dazu benutzen, um von hier aus Beobachtungen zu

machen, deren Hauptzweck war, mir neue Anhaltspunkte zu geben, wie ich den Zebras am besten beikommen könnte, um sie zu fangen. Es war dies in der ersten Zeit meiner Tätigkeit am Kilimanjaro, kurz ehe ich große Treiben einrichtete.

Etwas flußabwärts hatte ein gestürzter Baumstamm eine natürliche Brücke hergestellt. Das Material für die Kanzel, Stangen, Stricke und Grasbündel, war vom gegenüberliegenden Ufer herübergebracht worden; dabei war der Wechsel der Zebras von keinem Menschen betreten worden, sondern die Leute waren im Bogen durch den Wald von der anderen Seite an die Akazie gelangt. Ich selbst ging am anderen Ufer, etwa eine halbe Stunde von meiner Station, bis dorthin und kam dann auf demselben Wege nach der Akazie. Oft habe ich von anderen Herren gehört, sie hätten sich an Wildwechseln angesetzt, aber nie Wild zu sehen bekommen. Das hat jedenfalls daran gelegen, daß sie die nötige Vorsicht außer acht gelassen haben. Vorbedingung ist, daß der Wechsel selbst völlig intakt bleibt, die Kanzel genügend hoch ist und unter dem Winde liegt, und daß auch die Vorbereitungen zu einer Zeit stattfinden, wo der Wind vom Wechsel nach der Kanzel zu steht.

So hatte ich denn mit dem Somali Tschama Achmed schon um fünfdreiviertel Uhr früh meinen Platz auf der Kanzel eingenommen, das geladene Gewehr neben mir; wenn ich auch nicht die Absicht hatte zu schießen, so kann man doch nie wissen, was kommt, und Nummero Sicher ist erste Bedingung für einen afrikanischen Jäger. Um keinen Preis wollte ich die Tiere von ihrem Wechsel vertreiben.

Ich hatte beobachtet, daß dieser Wechsel außer von Zebras und Gnus auch von einem starken Wasserbock, hin und wieder von einem Nashorn, das vom anderen Ufer hier durchkam, angenommen wurde. Heute Morgen hatte vor uns ein starker Leopard den Baumstamm als Übergang be-

nutzt; an der Stelle, wo der gestürzte Baum am rechten Ufer beim Aufreißen des Bodens mit seinen Wurzeln einen Sandplatz geschaffen hatte, war der frische Eindruck zweier Leopardentatzen auf dem Hinweg sichtbar, und es war anzunehmen, daß das Raubtier auch drüben, also auf der Seite der Kanzel, war, da ein Leopard in solchen Fällen stets denselben Rückweg nimmt.

Es war sehr möglich, daß die Tiere heute nicht kamen, falls der Leopard in der Nähe war und sie ihn witterten.

Gleich nach sechs Uhr zogen große Schwärme von Pfauen- oder Kronenkranichen über uns hinweg; sie kamen von den Tschatschame-Bergen und zogen nach der offenen Steppe, wo sie tagsüber ihre Nahrung suchen. Noch lange hörten wir das charakteristische „Koo-annich", das fast wie Kranich klingt. Hin und wieder ließen Hundsaffen und Meerkatzen ihr Konzert ertönen und Nashorn-Vögel flogen mit klagendem Geschrei über uns hin. Sonst vernahmen wir außer dem geheimnisvollen Summen und Zirpen von Käfern und Zikaden längere Zeit nichts. Etwa um acht Uhr hörte ich fern in der Steppe dreimal das Gebrüll von Löwen, und bald darauf das helle Wiehern von Zebras, die wohl ein bis zwei Kilometer von uns entfernt sein mochten. In der Folge hörten wir die Zebras noch einige Male und jedesmal etwas näher. Auch das dumpfe Grunzen von Gnus ließ sich ab und zu vernehmen. Der Waldgürtel war hier kaum hundert Meter breit, so daß ich von meinem erhöhten Standpunkte aus an einigen Stellen einen kleinen Durchblick nach der Steppe hatte, was auf dem Boden wegen des dichten Unterholzes nicht möglich ist. Allerdings konnte ich nur ein kleines Stück der Steppe, etwa nur hundertfünfzig Meter, weit sehen, da der Ausblick oben wieder durch die Äste der Akazien abgeschlossen war. Es mochte ungefähr elf Uhr geworden sein, als wir etwas flußaufwärts,

anscheinend nahe am Wasser, das Rohren und Grunzen eines Leoparden vernahmen, das wohl eine halbe Minute andauerte. Nach einer kleinen Pause hörten wir noch zwei kurze, dumpfe Laute, dann war es still. Es klang mir so, als ob der Leopard ein kleines Stück Wild, vielleicht eine Antilope geschlagen hätte. Doch bald wurden wir eines Besseren belehrt. Wir sahen auf dem über den Fluß gestürzten Baumstamm, der etwa achtzig Meter Luftlinie von uns entfernt war, einen Leoparden sehr schnell bis zur Mitte laufen, sich ducken und leise knurrend rückwärts äugen; dabei schubberte er sein rechtes Ohr an einem kleinen aufrecht stehenden Ast; gleich darauf kam ein zweiter Leopard hinter ihm her, blieb dicht vor ihm stehen, machte einen Buckel, dehnte sich lang, und fing dann an, mit seiner Vordertatze spielend und vorsichtig den Schwanz des anderen zu bearbeiten, indem er fast wie eine Hauskatze miaute. Er wollte weiter und ärgerte sich, daß der andere ihm den Weg versperrte. Der erste Leopard war entschieden schlanker und heller, anscheinend das Weibchen, während der andere weit stärker und gedrungener gebaut war. Das Weibchen hatte sich mit einer Tatze am Stamme festgekrallt und versuchte, sich ein wenig ausbiegend, mit der anderen rückwärts zu langen, was sehr komisch aussah, da sie nicht ganz herumkam und daher immer elegante Lufthiebe austeilte. Das Spiel dauerte eine ganze Weile fort, so daß der männliche Leopard sich schließlich wie eine Sphinx resigniert niedertat und ruhig abwartete. Das Weibchen schien sich über dem Wasser in der Sonne sehr wohl zu fühlen; sie leckte ihre Tatzen, während ihr Schwanz sich schlangenartig hin und her bewegte und ab und zu die Nase des anderen streifte, der dann jedesmal leise pfauchte.

Ich tat jetzt etwas, was ich häufig tue, wenn ich Gelegenheit habe, Tiere aus großer Nähe zu beobachten, ohne

daß sie meine Gegenwart ahnen: Ich begann erst leise, dann immer lauter zu pfeifen. Zuerst beachteten die Leoparden das gar nicht; dann, als ich lauter pfiff, wendeten sie beide ihre Köpfe energisch nach uns hin; sie sahen eigentlich mehr neugierig, als ängstlich oder gar gereizt aus. Sehr komisch war es, als das Weibchen einmal seinen Blick fragend auf ihren Gemahl richtete, um gleich darauf den Kopf zu schütteln. Plötzlich muß es uns als Menschen erkannt haben, als ich eine Bewegung machte, um meine Lage zu ändern; denn wie der Blitz war es laufend hinter den Wurzeln des Stammes verschwunden, hinterher in derselben Weise der männliche Leopard. In der Folge hörten wir keinen Laut mehr von ihnen.

Wohl hatte es mich mehrere Male Überwindung gekostet, nicht zu schießen; aber einmal fürchtete ich, selbst wenn ich gut traf, den erlegten Leoparden im Fluß zu verlieren, und dann wurde ich durch die Möglichkeit einer solchen Beobachtung reichlich entschädigt. Es war sehr gut, daß ich nicht geschossen hatte, denn bereits nach etwa zehn Minuten sah ich durch einen Durchblick die gestreiften Rücken von Zebras nahe am Wald erscheinen.

Ein leichter, heißer Luftzug kam aus der Steppe heraus, ein wenig vom Somali herabgeworfener Flugsand, den man stets mitnimmt, um den Luftzug festzustellen, fiel nach dem Fluß zu hernieder .— Unausgesetzt hörten wir jetzt das Schnauben der Zebras, auch hin und wieder einen klatschenden Ton, wenn sie sich gegenseitig schlugen. Auch ein dunkles Gnu-Gehörn hatte ich bereits gesehen. Das Schnauben kam immer näher. Schon konnte ich das Stampfen der Hufe vernehmen; solch eine Wildherde ist stets von Schwärmen von Fliegen begleitet, die die Tiere in unausgesetzter Bewegung halten. Der ziemlich breite Wechsel führte in einem scharfen Bogen durch den Wald, so daß ich

die Zebras erst sehen konnte, wenn sie um die Biegung kamen, die nur zwanzig Meter von unserer Akazie entfernt war; die Tiere hatten einen ungefähr zwei bis drei Meter breiten Weg ausgetreten, der nach dem Fluß zu hohlwegartig in sanftem Gefälle hinunterführte und sich zu einem sechs Meter breiten Platz am Ufer erweiterte. Das Wasser war hier flach und wurde allmählich tiefer nach dem anderen Ufer zu, da die Stelle am inneren Bogen des Flusses lag. Jeden Augenblick erwartete ich die vordersten Tiere an der Biegung erscheinen zu sehen, zumal ich das Schnauben und Pusten durch die Nüstern schon ganz nahe hören konnte; aber immer wieder entfernte es sich; einige Male hörte ich die Tiere, die entschieden zum Teil schon im Walde waren, plötzlich im Galopp wieder in die Steppe abgehen, konnte auch durch den Durchblick nach einer solchen Flucht einmal ein Zebra, wie in einem Bilderrahmen, einen Augenblick stehen sehen, wie es wieder nach dem Walde zu Front gemacht hatte und in der Richtung auf den Tränkplatz zu sicherte, um dann der Steppe zuzubummeln. Wohl zehnmal und öfter kamen die Tiere so halb in den Wald hinein, um immer wieder ein Stückchen nach der Steppe zu flüchtig zu werden — einmal konnte ich die schwarze Schnauze des vordersten Zebras an einem Busch hervorragen sehen — die Sonne beschien gerade diese Stelle, und die nach allen Seiten die dunkle Schnauze umgebenden ziemlich langen Haare erschienen in der Sonne silbergrau; — dann hörte ich ein kurzes Niesen und Schnauben, eine leichte Staubwolke wurde aufgewirbelt, und im Galopp jagten die Tiere wieder der Steppe zu. Während ich die Befürchtung hegte, daß die Tiere uns irgendwie gewittert hatten, meinte Tschama Achmed, die Leoparden seien daran schuld; ihr Geruch sei noch in den Büschen, auch läge vielleicht ihre Losung in der Nähe.

Endlich, gegen ein Uhr schienen die Tiere einen Entschluß gefaßt zu haben; nachdem ich mehrere Male das dumpfe und unwillige Grunzen des Gnus vernommen hatte, erschien ein starker Zebrahengst an der Biegung; er kam, immer noch vorsichtig, langsam näher; einige Schritte vor unserer Akazie blieb er stehen, äugte unverwandt nach dem Wasser, stieß zweimal einen schnaubenden Ton und dann ein kurzes, leises Miefen aus. Gleich darauf erschienen zwei Gnu-Bullen, starke Tiere, sehr dunkel gezeichnet und mit schönen Gehörnen; sie blieben dicht hinter dem Hengst stehen und äugten abwechselnd rückwärts und nach vorn; nun kamen nach und nach etwa zwanzig Zebras und noch ein Gnu-Bulle, letzterer ganz hinten. In dem ganzen Gebahren der Tiere drückte sich weniger Ängstlichkeit als Vorsicht aus; die Gnus machten einen mehr stumpfsinnigen Eindruck und schienen sich ganz der Wachsamkeit der Zebras zu überlassen. Die Tiere waren jetzt fast alle unmittelbar zu unseren Füßen: es war ein wundervolles Bild, diese schönen Zebras so in aller Ruhe und aus nächster Nähe beobachten zu können. Ich bekam diesmal so recht einen Begriff von der ungeheuren Kraft dieser Einhufer, als ich die breiten Rücken von oben sah.

Es entstand nun ein gegenseitiges Drücken und Schieben, Hufschläge wurden ausgeteilt und mit angelegten Ohren drängten die Zebras von hinten nach, während die vordersten Tiere sich krampfhaft dagegen stemmten und sich nicht entschließen konnten, an das Wasser zu gehen; bald kamen andere Zebras, die sich durchgearbeitet hatten, nach vorn, aber dann wollten sie auch nicht zuerst ans Wasser; einerseits trieb der Futter- oder besser Wasserneid sie gewaltsam vorwärts, anderseits wollte eins dem andern den Anfang im Trinken überlassen. Ganz entschieden hatten die Tiere Angst vor Krokodilen. Der zuletzt gekommene



Ein vor einem Rudel Löwen flüchtiges Rudel von Zebras, Kongonis und Impala-Antilopen.

Gnu-Bulle stand resigniert und fast regungslos unmittelbar unter unserer Kanzel, nur ab und zu äugte er rückwärts und grunzte leise. Von den anderen zwei Gnu-Bullen machte einer den Anfang beim Trinken, während der andere im Gedränge seitwärts herausgedrückt war und mit ein paar Sprüngen gegen seinen Willen den kleinen Hang der Mulde hinaufgaloppiert war, von wo aus er mit einem recht dummen Gesicht zusah.

Vorn standen immer drei bis vier Zebras, dicht aneinander gedrängt, obwohl sie Platz genug hatten, bis an die Knie in den schlammigen Grund eingesunken und sogen mit angelegten Ohren in langen Zügen das Wasser ein, während die hinter ihnen stehenden Tiere ihre Köpfe ihnen auf den Rücken legten. Sobald ein Zebra genug hatte, hob es sich mit ein paar mächtigen Bewegungen mit der Vorderhand aus dem Schlamm, warf sich kurz herum und galoppierte, übermütig ausschlagend, zurück, den Hang hinauf, um, oben angekommen, mit gespitzten Ohren und scheinbar langsam den Wechsel zurück nach der Steppe zu traben; nur einige Zebras bummelten ganz langsam zurück, anscheinend ältere Tiere. Die Gnus ergingen sich in so wunderlichen Sprüngen, daß der Somali und ich uns des Lachens nicht erwehren konnten. Ganz zuletzt kam der Gnu-Bulle vom Rand des Hohlweges herunter, trank sehr hastig und ging dann im langen Galopp, als ob er etwas versäumt hätte, hinter den anderen Tieren her. Dann war alles wieder ruhig, und nur der frisch zerstampfte Boden und der Geruch des aufgewühlten Schlammes und von nassen Haaren erinnerten an das eben noch so belebte Bild. Gerade wollte ich mich etwas erheben, um meine Lage zu verändern, als zwei weitere Zebras in munterem Schritt, ohne irgendwelche Vorsicht zu gebrauchen, um die Biegung kamen und flott zur Tränke gingen. Fast gleichzeitig waren sie fertig und gingen im

Galopp zurück; kurz darauf hörten wir in der Steppe die ganze Herde mit dumpfem Donner abgehen. Die beiden letzten Zebras hatten entschieden so lange das Wächteramt in der Steppe am Eingang in den Wald übernommen, bis die ersten von der Tränke zurückgekehrt waren.

Da es schon nahe an zwölf Uhr war und ich meinen Zweck erreicht hatte, so stiegen wir hinab und näherten uns vorsichtig der Steppe. Aber von den Zebras war nichts mehr zu sehen; wir hörten nur hinter dem Kamm, der den Fluß auf etwa drei- bis vierhundert Meter Entfernung begleitenden Bodenwelle einige Male ihr Wiehern. Ein starkes Rudel von Grant- und Thompson-Gazellen, unter denen sich ein vereinsamter alter Gnu-Bulle herumtrieb, zog dreihundert Meter flußaufwärts langsam äsend der offenen Steppe zu. — Ich nahm mir vor, nach dem nächsten Regen auf derselben Kanzel das Nashorn zu erwarten.

Darüber war ich heute klar geworden, daß der Fang von Zebras an der Tränke kaum möglich ist, da die Tiere bei der Gelegenheit alle ihre Sinne besonders anspannen, und daß vor allem die zum Fang notwendigen Vorbereitungen, wie der Bau von im Wald versteckten starken Umzäunungen den Erfolg haben würden, die Tiere überhaupt ganz vom Tränkeplatz zu verscheuchen.

Jagd- und Landschaftsbilder.

Von jeher hat es für mich einen besonderen Reiz gehabt, wenn ich in Afrika auf kleine Entdeckungsfahrten gehen konnte, ganz besonders in solchen Gegenden, von denen anzunehmen war, daß sie noch kein Europäer durchwandert hatte.

Nahe meiner Station Mbuguni, am rechten Ufer des Kikuletue-Flusses, ziehen sich die Tschatschame- und Litäma-Berge, durch einen etwa einen Kilometer breiten Steppenstreifen vom Fluß getrennt, von Westen nach Osten hin. Der Galerie-Wald, der den Fluß auf beiden Ufern einfaßt, hebt sich scharf aus der Grassteppe ab, während nach den Bergen zu der Übergang aus der Steppe in die Akazien-Waldungen ein allmählicher ist; einzelne Dorn- und Schirm-Akazien stehen hin und wieder mitten in der Steppe. Dann folgen kleine Gruppen; Weißdorn-Gebüsch, Euphorbien und stachliges Gestrüpp bilden den Übergang zu dem öden und wilden, niedrigen Dornbuschwald, der stellenweise undurchdringlich die unwirtlichen Tschatschame-Berge überzieht. Der Steppenboden ist locker und weist neben dem vorherrschenden Humus helle Sandplätze auf; sobald man an den Hang der Berge gelangt, wird der Boden felsig und mit Steingeröll übersät, so daß der Marsch überaus beschwerlich ist, wenn man nicht die von Nashörnern oder anderem Großwild getretenen Pfade einhält. Vom Fluß aus machen die Berge einen ziemlich steilen Eindruck. Es hat den Anschein, als ob man in einer kleinen Stunde auf dem Kamm

sein könnte; tatsächlich zieht sich der Weg bei kaum merklicher Steigung zweieinhalb bis drei Stunden hin. Man fährt am besten, wenn man den erwähnten Wildwechseln folgt, da die Tiere, besonders Nashorne und Giraffen, stets die besten Pässe benutzen und die Wege so anlegen, daß sie einem Wegebaumeister Ehre machen würden. Besonders den Giraffen sind steile Steigungen sehr unbequem; Zebras hingegen klettern auch an steilen Hängen umher. Es ist nicht rätlich, ihren Spuren im Gebirge zu folgen, da sie häufig von ihrer Marschroute abweichen und sich an einem guten Futterplatz zerstreuen.

Obwohl ich mehrere Stunden flußaufwärts die Steppe genau kannte, da ich im Galeriewald Brennholz suchen ließ und am Fluß Fallen für allerhand Wild, namentlich für Zebras, anlegte, auch zum Kalksuchen etwa eine halbe Stunde bergaufwärts an den Tschatschame-Bergen umhergestiegen war, so hatte ich noch nie Zeit gefunden, in die Lal-Bene-Hochebene zu gelangen, die sich in leichter Senkung südlich an den Kamm der Berge anschließt.

Die jagenden Ndórrobbo hatten mir Wunderdinge von dem Wildreichtum dort oben erzählt; namentlich Giraffen und Nashorne sollten dort in Mengen ihr Wesen treiben; auch die in unserer Gegend seltenen Kudu- und Oryx-(Callotis-)Antilopen sollten dort hin- und wieder vorkommen. Kein Wunder also, daß es mich dorthin zog. Aber Arbeit und Dienst gehen vor, und so war es mir Monate lang nicht möglich, meinen Plan auszuführen. Ich hätte es höchstens rechtfertigen können, mir Fleisch für unser Personal zu schießen. Das konnte ich aber in anderen Revieren in größerer Ruhe tun, während ich hier einen Tag gebrauchte, um überhaupt in das Wildgebiet zu kommen; denn die unwirtlichen Berge werden vom Großwild nur als Durchgangsgebiet benutzt. Wenn in der Hochebene, die keine eige-

nen Wasserläufe hat, die Tümpel ausgetrocknet sind, dann ziehen Giraffen und Zebras in starken Trupps über die Berge nach unserem Fluß und trinken Vorrat, um dann auf längere Zeit, die Giraffen auf zehn bis zwölf Tage, die Zebras auf vier bis fünf Tage, wieder zu verschwinden. Auch die Doppelnashorne suchen in der trockenen Zeit unseren Fluß häufiger auf, sie bummeln dann häufig durch Fuhrten in die offene Steppe auf dem linken Ufer, wo man sie dann noch um sieben bis acht Uhr morgens antreffen kann.

Eines Tages kamen jagende Ndórrobbo mit der Nachricht, daß Strauße am Lal-Bene-Berge brüteten. Da ich mich gerade zu dieser Zeit auf einige Tage freimachen konnte, zudem etwas ausspannen wollte, so beschloß ich, am nächsten Morgen über die Berge zu ziehen. Ich rüstete mich für vier Tage aus, nahm außer einigen Somalis etwa zwanzig Ndórrobbo mit und brach um halbsechs Uhr früh auf. Es war ein selten frischer Morgen (10° R.). Schmale Nebelstreifen lagen auf der Steppe. Der Himmel war ganz klar und erglühte im Osten goldigrot. So ein Marsch in aller Frühe durch die Wildnis hat immer etwas Geheimnisvolles; die Tiere sind von der durchwachten Nacht müde, und oft geschieht es, daß man ganz nahe an Zebras oder Antilopen herankommt, ehe sie aufgescheucht entfliehen. In dieser Übergangszeit zwischen Nacht und Tag gelingt es denn auch meist dem Löwen, ein Stück Wild zu schlagen, wenn die nächtliche Jagd erfolglos war.

Als wir heute lautlos durch die Grassteppe zogen, hörten wir östlich am Hang der Berge auf etwa zwei Kilometer Entfernung das Gebrüll mehrerer Löwen, das wohl eine Minute andauerte; ein sicheres Zeichen, daß sie ihre Beute erjagt hatten. So sehr es mich dorthin zog, so wich ich doch nicht von unserem Ziele ab. Wir durchschritten die Steppe, um auf einem breiten Nashorn- oder Giraffen-Wechsel in

die Berge zu gelangen. Noch ehe wir in die Akazien kamen, stieg die Sonne über dem Mikinduni-Berge empor, und schon nach zehn Minuten war es mit dem Marsch „im Kühlen“ vorbei. Wir waren bereits etwas gestiegen. Zurückblickend in die Steppe sahen wir eine Herde von etwa fünfzig Gnus, teils liegend, teils stehend, dicht am Flußwald. Vierhundert Meter vor uns gingen drei prachtvolle Wasserböcke im langen Galopp in den Buschwald; Schwärme von Kronen- oder Pfauen-Kranichen zogen über den Fluß der offenen Steppe zu und das dumpfe Trommeln der Hornraben ertönte unaufhörlich aus dem Buschwald an den Bergen.

Als wir weiterschritten, jagten vor uns zwei Rudel von zierlichen Impala-Antilopen (Rotböcke) in hohen Sprüngen über die Büsche dahin. Dann kamen wir auf einem breiten Nashornwechsel, den wir „annahmen“. Von jetzt ab sahen wir außer vereinzelten Zwergantilopen bis um neun Uhr keinerlei Wild. Das Nashorn, dem dieser Wechsel „gehörte“, mußte in aller Frühe vor uns in die Berge gewandert sein, denn ich fand ganz frische Losung, und hier und da, wo es noch ein „Maul voll“ genommen hatte, sah ich an Dornbüschen die Spuren von frisch abgebissenen Ästen. Es war nicht anzunehmen, daß wir das Tier noch einholen würden, da ein Nashorn auf dem Rückweg von der Tränke schnell wandert, was wir auch an der Entfernung der Fährten voneinander sehen konnten.

Der Weg stieg kaum merklich; ab und zu ging es ein wenig bergab in eine flache Mulde, wo dann häufig freie, mit losem Geröll bedeckte Plätze waren; im übrigen blieb die Landschaft dieselbe, bis wir um etwa neun Uhr die Höhe erreichten. Die Bewachsung war hier ganz niedrig, ab und zu ragten alte Termitenhügel und einzelne, hohe Dorn-Akazien hervor. Nachdem ich einen besonders hohen Termiten-

hügel bestiegen hatte, um nach dem Lal-Bene-Berg hin Ausschau zu halten, bot sich mir ein eigenartiges Bild dar. Soweit das Auge reichte, eine leicht gewellte Ebene, die sich wenig von unserm Standpunkt senkte, teils mit Buschwald und Akazien-Gruppen bestanden, teils Savanne, teils ganz offene Steppenstriche; südwestlich der pyramidenförmige Lal-Bene-Berg und außerdem mehrere felsige, schroffe Erhebungen, die sich inselartig aus der Ebene erheben. Auf etwa dreihundert Meter vor uns, mitten in einer freien sandigen Fläche, stand eine Herde von vierzehn Giraffen in Reihen hintereinander mit weiten Abständen. Augenscheinlich durch unser Erscheinen im Marsch aufgehalten, standen sie wie Bildsäulen im Profil, die Köpfe uns zugewendet und peitschten sämtlich langsam die Weichen mit ihren langhaarigen Schwänzen. Silbergrau sehen sie in der Morgensonne aus, die Köpfe schwarz durch den Schatten, nur ein Bulle war ganz dunkel und überragte alle anderen.

Ein Anpirschen wäre wohl möglich gewesen, obwohl die Tiere uns gesehen hatten. Ich brauchte nur wenige Leute auf dem Termitenhügel zu postieren und die Karawane nach Osten marschieren zu lassen, während ich selbst, gedeckt durch das niedrige Dorngesträuch, heranakriechen konnte. Die Giraffen sind sehr neugierig und hätten noch lange auf dem freien Sandplatz ausgehalten. Aber ich mußte meine Jagdlust bezähmen, denn wir fanden erst in zwei Stunden in einem für Tiere unzugänglichen Felsloch auf einer der schroffen Erhebungen Wasser. Ich marschierte also ruhig weiter, fast genau auf die Giraffen zu. Als ich vom Termitenhügel herabgestiegen war, konnte ich für einen Augenblick die Tiere nicht mehr sehen; aber schon auf hundert Schritt, als das Gebüsch niedriger wurde und das Gelände ein wenig stieg, kamen die Köpfe und Hälse zum Vorschein, um sich gleich darauf in schaukelnde Bewegung zu setzen;

nach einer Minute war nichts zu sehen als eine lange, leichte Staubwolke.

Nun wurde der Marsch interessant. Ich stieg auf jeden einigermaßen ansehnlichen Sandhügel und hielt mit meinem Fernrohr Umschau. Bald sah ich Giraffen, stets in kleineren Herden, bald Grant-Gazellen, bald Impala-Antilopen. Auch eine einsame Oryx-Callotis-Antilope sah ich, allerdings in weiter Ferne, den unbewachsenen Hang eines Hügels hinaufbummeln. Von Nashornfährten war das Gelände kreuz und quer durchzogen, und zwar fast nur von solchen jüngeren Datums, während wir auf dem Marsch durch die Berge auch viele alte Fährten und Wechsel gefunden hatten. Wie mir die Ndórrobbo sagten, fingen die Nashorne erst seit einigen Tagen an, wieder zum Fluß zur Tränke zu wandern, da fast alle dem Wild erreichbaren Tümpel auf der Hochebene ganz oder fast ausgetrocknet wären. Die Nashorne, die sich, solange sie dort oben Wasser haben, auch ihre Ruheplätze dort in der Nähe wählen, suchen sich zu dieser Zeit dieselben näher am Fluß in den Bergen aus, so daß sie ungefähr in der Mitte zwischen Wasser und Futter lagern. In diesen Übergangszeiten kann es einem auch glücken, was sonst sehr selten ist, daß man mehrere Nashorne beisammen sieht, wie ich das heute erfahren sollte. Um elf Uhr wurde der Buschwald immer lichter, und nach zehn Minuten kamen wir in eine weite Ebene, die mit niedrigem dürren Gras und dornigen Büschen bestanden war, aus der hier und da kleinere und größere Felsblöcke emporragten. Auch einige vereinsamte Affenbrotbäume fehlten nicht. Die Ebene, die wir zu durchschreiten hatten, mochte wohl zwei bis drei Kilometer breit sein; dann kam ein schmaler Streifen von hohen Dorn-Akazien, hinter dem ein bizarrer, riesiger Felsblock emporragte; dort oben war ein natürlicher Behälter von Regenwasser, und dort beschloß ich, unser Lager auf-

zuschlagen. Den Nachmittag wollte ich der Ruhe und der Beobachtung der Steppe widmen, um die Wildbewegungen kennen zu lernen und mich so für morgen auf eine erfolgreiche Jagd vorzubereiten. Aber in Afrika besonders kommt es oft anders, als man denkt. Wir mochten in der Mitte der Ebene angekommen sein, als einer meiner Somali sich mit einem „Pst“ duckte — was ihm sofort alle, ich eingeschlossen, nachmachten — und mir zuflüsterte, es sei ein Kifaro (Nashorn) ganz in der Nähe. Leise wurden die folgenden Träger verständigt, die Lasten niederzulegen, zwei Ndórrobbo waren nach vorn zu mir gekommen, und nun krochen wir langsam, der Somali voran, die zwei Ndórrobbo hinter mir, an einem Felsblock hinauf. Kaum hatte der Somali hinübergeblickt, als er sich wieder duckte und mir die Richtung angab. Ich kroch nach, sah langsam hinüber und sah ein — nein drei — nein fünf Nashörner, das nächste, ein alter, starker Bulle, auf kaum dreißig Schritt vor mir ahnungslos hin- und herbummeln und äsen. Wir waren unter dem Wind, daher konnte ich, ohne Gefahr für meine Leute, ein Nashorn schießen, da die anderen höchst wahrscheinlich gegen den Wind flüchtig werden würden. Der alte Bulle war mir sicher, denn ein Schuß mit Stahlmantel M./88 zwei Handbreit unter dem Widerrist ist unbedingt tödlich und legt jedes Nashorn auf hundert bis zweihundert Meter um. Aber noch ehe ich im Anschlag war, hörte ich ein dreimaliges Schnauben, und mit hocherhobenem Kopf, wiegend und windend, kam der alte Bulle genau auf unseren Felsblock zu. Jetzt war die Sache schon gefährlicher, nicht für mich, aber für meine hinter mir liegenden Leute, die bei der lang auseinandergezogenen Marschordnung bis auf dreihundert Meter in weiten Abständen verstreut neben ihren Lasten lagerten. Es war äußerst schwer, dem Tiere einen tödlichen Schuß von vorn beizubringen, da ich, schräg von

oben, den Kopf mit den Hörnern vor Hals und Brust hatte. Zudem hatte noch ein, allerdings schwächeres Nashorn Verdacht geschöpft und war schnaubend bis auf zwanzig Schritt seitwärts an die ersten Leute der Karawane herangetrabt, wo es stehen blieb.

Ich hatte nur ausgesuchte Leute mit, die schon oft mit mir gewesen waren und wußten, daß regungsloses Liegen das sicherste ist. Für mich war die Sache etwas schwieriger geworden, da das zweite Nashorn soweit vorgekommen war, daß es mich sehen konnte. Da ich und der Somali regungslos lagen, erkannte uns das Tier noch nicht als Menschen; sobald ich aber schoß und wieder lud, war anzunehmen, daß es uns angreifen würde. All das war viel schneller gegangen, als ich es hier wiedergeben kann; auch schossen mir all diese Gedanken blitzartig durch den Kopf, weil ich mich schon häufig in ähnlichen Lagen befunden hatte und die Gewohnheiten der Tiere kannte. Unter langsamem Biegen des Kopfes flüserte ich dem Somali zu, er solle, nachdem ich gefeuert, auf das zweite Nashorn schießen, um es so von der Karawane abzudrehen. Mein Bulle war auch stehen geblieben und ließ ein leises Miefen hören, als sei er unwillig, daß er nicht herausbekommen konnte, was los war. Ich hoffte immer noch, er würde mir die Breitseite geben. Da jetzt aber auch die anderen drei Nashorne aufmerksam wurden und langsam näher kamen, war keine Zeit zu verlieren. Noch einen Augenblick genoß ich den für einen afrikanischen Jäger seltenen und wundervollen Anblick, den diese fünf kampfbereiten und gefahrdrohenden Riesen der Vorwelt in der wilden Natur auf kaum zwanzig Schritte mir boten, dann Zielpunkt: Nase unter dem Vorderhorn, Feuer. Fast im selben Augenblick schoß der Somali. Für zehn Sekunden ein toller Lärm, Schnauben, Quieken, Pusten, Geschrei der Träger: „Kiembieni! wana-kudja“ (lauft fort, sie

kommen), noch ein Schuß hinter uns, dann Totenstille. Vor mir lag zuckend der Bulle auf fünfzehn Schritt. Er hatte rund um sich herum einen regelrechten Kreis gewühlt, indem er mit Kopf und Vorderhand festlag und sich mit dem ganzen mächtigen Körper im Todeskampf darum gedreht hatte. Nach meinem Schuß hatte ich einen schnellen Blick nach rechts zu dem anderen Nashorn geworfen und sah es flüchtig werden. Es hatte, wie sich nachher herausstellte, einen Bogen beschrieben und war bei den letzten Leuten durch die Karawane gerannt, ohne Schaden anzurichten, hatte aber von dem Askari an der Nachhut noch eine Kugel bekommen. Die anderen drei Nashorne waren zwar nach derselben Richtung, aber in weiten Abständen flüchtig geworden; an den Fährten sahen wir, daß ein ganz junges dabei gewesen war, das wir übersehen hatten.

Dem Bullen gab ich noch einen Fangschuß auf drei Schritt ins Gehirn; er zitterte, streckte sich und verendete.

Jetzt war die Freude groß bei meinen Leuten. Ich schickte Zelt und Lasten mit zwei Somali nach dem Wasserloch mit dem Auftrag, oben das Lager aufzuschlagen; ein Somali mit zehn Ndórrobbo blieb beim erlegten Nashorn, um es abzuhäuten und das Fleisch in Lasten zu zerteilen; sobald das geschehen war, wurde das Fleisch nach und nach zum Lager geschafft. Die Träger hatten, nachdem sie abgekocht, ebenfalls hierher zurückzukommen, um das Fleisch nach dem Lager zu schaffen, denn solch ein alter Bulle braucht ungefähr dreißig Träger. Ich selbst ging, nachdem ich mehrere Bananen verzehrt und einen kleinen Schuß Kognak in Tee zu mir genommen hatte, mit einem Somali, dem Askari, der das zweite Nashorn noch angeschossen hatte, und den anderen zehn Ndórrobbo auf der Schweißfährte nach, um das krankgeschossene Tier womöglich auch noch zur Strecke zu bringen.

Da ich schon oft in ähnlicher Lage gewesen war, so machte ich mich auf mehrere Stunden gefaßt, da ein krankgeschossenes Nashorn, solange es kann, andauernd scharf aufpaßt. Ist es das zweite Mal flüchtig geworden, so hat man entweder wenig Hoffnung, es noch zu bekommen, oder aber, wenn das Tier zu schwach geworden ist, um noch weit zu gehen, muß man sich sicher auf einen Angriff gefaßt machen. Auch war anzunehmen, daß die drei anderen sich im großen Bogen wieder mit ihm zusammengefunden hatten, und da eine Alte mit einem Jungen dabei war, hieß es doppelt vorsichtig sein. — Alle Taschen mit Patronen M./88 (Stahlmantel) gefüllt, die Büchse auf „Einzellader" gestellt, vor mir als Spürhunde zwei Ndórrobbo, die aber im entscheidenden Augenblick von selbst „verschwanden", hinter mir der Somali mit einem Karabiner M./88 — ganz hinten der Askari —, so ging es in leidlich schnellem Tempo, da die Spur tief eingewühlt und deutlich war, aber mit Anspannung aller Sinne vorwärts.

Das Tier war unausgesetzt galoppiert; bald zog es durch dichtes Gestrüpp, dann über eine Höhe — von der aus jedesmal mit dem Fernglas Ausschau gehalten wurde —, dann wieder über kleine, offene Ebenen. Endlich, es mochte halbdrei Uhr sein, sah ich von einem kleinen Hügel aus das Nashorn neben einem kleinen Dornbusch, halb im Schatten, liegen, den Kopf hoch, aber nach der entgegengesetzten Richtung äugend und windend. Es war fünfhundert Meter entfernt. Wir waren unter dem Wind. Die Sache war nicht ungefährlich, da ich nach Durchschreiten eines schmalen Buschgürtels fünfhundert Meter absolut offene Ebene hatte, in welcher der einzige Busch der war, neben dem das Nashorn lag. Aber es half nichts. Ich hieß meine Leute im Busch zurückbleiben — was sie sehr gern taten. Nur der Somali Tschama Achmed wünschte mitzugehen. Der As-

kari bekam den Auftrag aufzupassen, ob ein anderes Nashorn in der Nähe sei und dies eventuell abzulenken, indem er ihm aus seinem Versteck eine Kugel sandte, nachdem ich den ersten Schuß abgegeben hatte. — Dann ging es los. Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich nicht einiges Herzklopfen hatte; es ist ein eigenes Ding, solch einem wehrhaften Geschöpf, das ohnehin gereizt ist, so ganz offen zu Leibe zu gehen, zumal ich ihm wieder schwer einen tödlichen Schuß beibringen konnte. — Schritt für Schritt mit vorgehaltenem Gewehr schlichen wir auf den Fußspitzen näher; auf hundert Meter hielt ich und kniete nieder, um etwas zu verpusten, schlug einige Male an, um die Ruhe meiner Hand zu prüfen. Da fällt ein Schuß am Saume des Gebüsches — im Augenblick wird mir klar, daß dort ein anderes Nashorn sein muß, instinktiv überlasse ich dasselbe dem Somali — schlage auf das vor mir liegende Nashorn an, es springt auf, gibt mir die Breitseite, ich feuere, und im Feuer sinkt es zusammen. Mit einem Satz mache ich kehrt, um einer von hinten drohenden Gefahr entgegenzutreten, und sehe meinen Somali, wie er vergeblich nach der Ursache des Schusses ausspäht. Die Lösung des Rätsels war sehr einfach: dem Askari war das Gewehr losgegangen. Er hatte gehörige Angst, und mit Recht, kam aber mit einer Vermahnung davon. Vielleicht wäre ich nicht so leichten Kaufes davongekommen, hätte mir das aufspringende Nashorn nicht die Breitseite geboten.

Als ich herankam, war es bereits verendet. Es war ein junger Bulle mit kleinen Hörnern. Es war drei Uhr geworden, als ich, Luftlinie, nach unserem Lager aufbrach, während ich den Askari mit acht Ndórrobbo beim Nashorn zurückließ. Er bekam den Auftrag, das Fleisch in Lasten verteilen zu lassen, einen Dornkral um das kleine proviso-

rische Lager zu ziehen und dort mit dem Ndórrobbo Wache zu halten, bis am nächsten Morgen die Träger kamen.

Beim Marsch nach dem Lager sah ich mein Zelt oben auf dem Felsen, hell von der Sonne beschienen, immer vor Augen. Um fünf Uhr kam ich an, gehörig ermüdet und hungrig. Unterwegs hatte ich außer einer vereinsamten Giraffe zwar keinerlei Wild mehr gesehen, aber die unzähligen frischen Fährten und Spuren zeugten vom Vorhandensein von vielem und verschiedenartigem Wild; auch Eland-Antilopen-Fährten kreuzten wir.

Vom Zelte konnte ich die Steppe weithin übersehen. Meine Somali hatten viele Giraffen und auch ein Nashorn gesehen: ohne Fernglas war es sonst schwer in dem buschigen Gelände Wild zu erkennen, selbst für die Luchsaugen der Somali.

An verschiedenen Stellen hatte der Wind Flugsand in Vertiefungen des Felsens zusammengetragen, und hier wuchsen allerhand Euphorbien, auch einige kleine Laubbäume fristeten ihr Dasein hier oben. Neben ihnen stand mein Zelt, und in ihren Schatten hatten mir meine Diener den Eßtisch gedeckt. Nur wer es selbst erlebt hat, weiß, welcher Genuß es ist, mitten in der Wildnis, unter einer Schar von treu ergebenen Schwarzen, nach erfolgreicher und anstrengender Jagd, im leichten Schlafanzug ein afrikanisches Mittagsmahl einzunehmen; wenig, aber es schmeckt gut. Hier oben weht immer ein kühles Lüftchen, und ich habe den Blick in die weite Ferne.

Der Nachmittag wird zu Beobachtungen mit dem Glas und zu Eintragungen in das Jagd-Tagebuch benutzt. Um halbsieben Uhr, nach Sonnenuntergang, ein kleines Abendessen mit Tee, dann eine Zigarette und dann ins Bett. Morgen ist für die Leute hier Rasttag. Ich breche um halbsechs Uhr auf, und zwar in der Richtung auf den Lal-Bene,

da auf der anderen Seite des Berges die Strauße brüten sollen. Abends sah ich am Lal-Bene ein Rudel Eland-Antilopen; da sie sich teilweise lagerten, so war anzunehmen, daß ich sie am Morgen noch antreffen würde. —

Ob nachts Löwen gebrüllt haben, weiß ich nicht, denn ich habe zu fest und traumlos geschlafen.

Am Morgen kamen wir nach schwierigem Abstieg über Steingerümpel und durch Dornen gegen sechs Uhr auf festen, mit niedrigem Gras bestandenen Steppenboden, den wir bis zum Lal-Bene-Berg behielten. Leider hatte ich keine Gelegenheit Ausschau zu halten, da wir an keinem Termitenhügel vorbeikamen, der Boden immer gleichförmig eben war und hohe Bäume gänzlich fehlten. Hier und da konnte man hundert bis dreihundert Meter weit sehen, sonst ging's immer durch buschiges Gelände. Wir trieben einige Zwerg-Antilopen und seltene Giraffen-Gazellen auf, sonst bekamen wir bis zum Lal-Bene-Berg kein Wild zu Gesicht. Um sieben Uhr war ich am Fuß des Berges angelangt. Die Landschaft wurde hier ganz offen; in leichter Steigung lagen weite Flächen von weißem Sand, übersät mit Felsblöcken und Steingeröll vor uns. Vereinzelte knorrige Schirmakazien und hohe Kandelaber-Euphorbien sowie sperrige und stachlige Pflanzen aller Art bildeten die einzige Bewachsung. Weiter oben, wo die Steigung steiler wurde, war der Hang mit dichtem Gestrüpp bewachsen, das von weitem wie Wald ausgesehen hatte.

Als wir einige Minuten über die offene Sandfläche dahingeschritten waren, ging aus einer Senkung aufgescheucht, etwa hundert Meter von uns, ein Nashorn auf und wurde im Galopp nach der Ebene zu flüchtig. Ich hatte genug von der Nashornjagd, wollte mir auch die Jagd auf Eland-Antilopen nicht verderben; und so konnte ich mir in Muße das flüchtige Nashorn ansehen. Nie früher oder später hatte ich

so wie heute Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Gewandtheit sich solch ein Dickhäuter in diesem unbequemen Gelände bewegen kann; um Kandelaber-Euphorbien im scharfen Bogen herum, zwischen zwei hohen Felsböcken hindurch, über einen langen, runden Felsblock hinüber, dann für einen Augenblick verschwunden, um im nächsten Augenblick auf einem anderen höheren Felsblock zu erscheinen, so ging das mächtige Tier in unaufhörlicher Flucht dahin, bis es, im Bogen der Ebene zueilend, in den Büschen unseren Blicken entschwunden war. — Halbrechts von uns, auf dem Kamm des Berges, auf etwa vierhundert Meter Luftlinie, stand ein prachvoller, starker Kudu-Bock (Schrauben-Antilope) mit weit auseinandergeschwungenem Gehörn. Leider hatte er uns bemerkt und wurde so energisch und plötzlich flüchtig, daß ich es aufgab ihn anzupirschen.

Wir stiegen nun mühselig zwischen Steingeröll und Dornen Schritt für Schritt aufwärts. Einige Male wurde haltgemacht, und dann blickte ich rückwärts und suchte mit dem Fernglas die Gegend nach Wild ab. Zwischen meinem Lager und meinem Standort konnte ich nichts entdecken; aber jenseits unseres Lagers, von hier gesehen, scheinbar ganz nahe daran, stand eine starke Herde Giraffen, die fünfzig Stück und darüber zählen mochte. Fast alle standen mit vornübergeneigtem Hals und Kopf, schläfrig in kleinen Abständen verteilt, hoben sich scharf von einer hinter ihnen ansteigenden, hellen Sandfläche ab, so daß sie wie Silhouetten erschienen. In derselben Richtung — wie weit, ist schwer anzugeben — hörten wir mehrere Male Löwen brüllen.

Den Aufstieg bewerkstelligte ich absichtlich ziemlich in der Mitte des Berges und zuletzt an einem steilen Hang, da ich mich von dem Ausblick nach der anderen Seite überraschen lassen wollte; wie mir die Ndórrobbo sagten, sollte



Ausgetrocknete Flußlauf in abgebrannter Steppe, an dem kurz vor Eintreten der Regenzeit Akazien und Mimosen weiß blühen. In dem Flußlauf lag eine von 5 Löwen gerissene Giraffe. Ich erlegte von ihnen den alten Mähnenlöwen.

dort sehr viel Wild sein. Es hat etwas außerordentlich Aufregendes, wenn man die letzten hundert Meter in der Erwartung dessen steigt, was man erblicken soll. Endlich waren wir oben; noch ein steiler Felsblock von drei Meter Höhe, der wegen des Gestrüpps nicht umgangen werden konnte; zwei Somali hoben mich in die Höhe und oben war ich, auf einer offenen Felsplatte. Der Anblick, der sich mir bot, hatte meine Erwartungen weit übertroffen, so daß ich den wenig poetischen, mir aber leider in solchen Augenblicken sehr geläufigen Ausruf „Donnerwetter" nicht unterdrücken konnte. Was ich sah, war so vielseitig, so überwältigend, daß es mir schwer wird, es mit Worten wiederzugeben. Der erste Eindruck war eine feenhaft schöne Landschaft mit verschwommener Ferne und im Vordergrund, auf ziemlich offenen Flächen, die mit kleinen Baumgruppen inselartig durchsetzt waren, ein fabelhafter Wildreichtum; gleich unter uns ein Rudel von sechs Giraffen, auf kaum vierhundert Meter Luftlinie; drei Kudu-Antilopen, der stattliche Bock und zwei Kühe, gingen in langem Galopp den letzten Hang hinunter, daß der Staub aufwirbelte, in die Ebene zu den Giraffen hin, die ihnen erstaunt entgegenblickten und die Weichen mit ihren langen Ruten peitschten; ein Nashorn bummelt dicht hinter den Giraffen vorbei; überall, wohin das Auge blickte, Antilopen in Herden und einzeln, Gazellen und Zebras, letztere teilweise in Herden bis zu hundert Stück. Einer meiner Ndórrobbo-Führer zeigte mir auf ungefähr fünfhundert Meter zwei Strauße, und meinte, das müßten wohl die beiden sein, die hier unten am Berg in der vorigen Woche gebrütet hätten; ich sollte doch mal mit dem Fernglas sehen, ob sie Kücken bei sich hätten. Und richtig, mit dem Glas konnte ich eine ganze Schar winziger Kücken erkennen, die auf der hellen Sandfläche geschäftig zwischen den Alten hin und her liefen; es mochten acht bis zehn Stück sein. Ich

beschloß alle Jagdgedanken aufzugeben, und den Versuch zu machen, die Kücken zu fangen; dazu brauchte ich aber alle meine Leute. Ich schickte einen Somali zum Lager zurück mit der Weisung, daß alle Leute, mit Ausnahme von zwei Askari und dem Koch, sofort herkommen sollten; auch meine Diener mußten mitkommen. Ich blieb oben auf der Felsplatte liegen und hatte den Genuß, zwei Stunden lang das Benehmen der Tiere unten beobachten zu können. Ich nahm mein Tagebuch und mein Skizzenbuch heraus und machte während der folgenden Stunden einige Aufzeichnungen, um die Beobachtungen festzuhalten. Die Tiere waren in keiner Weise gestört; die Giraffen, die eine kurze Zeitlang durch die Flucht der Kudus unruhig geworden waren, hatten sich, nachdem sie nach allen Richtungen geäugt und den Wind verschiedentlich aufgenommen hatten, wieder langsam in Bewegung gesetzt und waren nach einem Akazienwäldchen gebummelt, wo sie sich zerstreuten und an den Baumkronen ästen. Die drei Kudus bummelten, nachdem sie in Schritt gefallen waren, langsam, aber stetig, immer weiter von uns fort. Sonst war wenig Bewegung unter den Tieren. Das Nashorn konnten wir nicht mehr entdecken; es mußte sich wohl irgendwo in der Nähe niedergetan haben, und das war sehr störend für das beabsichtigte Eintreiben der jungen Strauße; denn es mußte ungefähr in der Mitte zwischen uns und den Straußen lagern. Die Strauße trieben sich auf einem verhältnismäßig kleinen Raum umher und kamen immer wieder im Bogen auf den anfangs erwähnten Sandplatz zurück. Mein Plan war, sobald alle meine Leute, ungefähr vierzig, versammelt waren, fünf Ndórrobbo links und fünf rechts im weiten Bogen um die Strauße herumzuschicken; hinter den Straußen sollten sie halbkreisförmig ausschwärmen und dann, Schritt für Schritt vorgehend, die Strauße gegen unseren Berg zu treiben. Vor uns, am Fuß

des Berges, war ein etwa fünfzig Meter breiter, ganz offener und unbewachsener Sandstreifen, der sich rechts, von uns aus gesehen, noch ein gutes Stück in die Ebene verlief und dann in einer offenen Grasebene endete. Es war ziemlich sicher anzunehmen, daß die getriebenen Strauße diesen Weg nehmen würden. An diesem offenen Sandstreifen lagen viele Felsblöcke, von Mannshöhe und drüber, verstreut. Hinter diesen Felsblöcken wollte ich zehn gewandte Ndórrobbo und drei meiner besten Somali verstecken. Ich selbst wollte von oben aus, mit einem weißen Tuch als Signal, das Treiben leiten. Zu einem solchen Treiben gehören eine Menge Vorbedingungen, die alle erfüllt sein wollen, wenn es gelingen soll. So mußten die Strauße an ihrem Platz mehrere Stunden aushalten, dann mußte es den Ndórrobbo gelingen, den Halbkreis richtig herzustellen in dem unten unübersichtlichen Gelände; dann mußten die Strauße den erwarteten Weg bei der Flucht nehmen; endlich mußten die anderen Ndórrobbo gewandt genug sein, um die Kücken zu greifen. Auch mit dem Nashorn mußten wir rechnen, da es uns leicht gerade im letzten Augenblick einen Strich durch die Rechnung machen konnte. Die treibenden Ndórrobbo mußten wahrscheinlich nahe an dem Tiere vorbei; und die Sache war nicht ohne Gefahr, da das Nashorn aufgescheucht, mit ziemlicher Bestimmtheit angreifen würde. Ich beschloß, falls das Nashorn nicht von selbst vorher abziehen sollte, von oben einige Schüsse nach der Richtung hin in das dichte Gestrüpp abzugeben, die Schüsse würden die Strauße voraussichtlich nicht von ihrem Platze verscheuchen, wohl aber das Nashorn zum Wandern veranlassen. Ich ließ die Gegend, wo wir das Nashorn vermuteten, unausgesetzt abwechselnd von zwei Somali mit dem Fernglas beobachten, während ich selbst mit bloßem Auge auf die Strauße aufpaßte, und das

übrige Wild in seinen Bewegungen und Benehmen beobachtete.

Etwa um acht Uhr hörten wir ganz in unserer Nähe, scheinbar in der Höhe von einer kleinen Zebraherde, das unverkennbare, aber ziemlich leise Grollen eines Löwen, dreimal kurz hintereinander. Die Zebraherde wurde unruhig und bewegte sich im Schritt, aber nach allen Richtungen äugend und windend, dabei aber immer offenes Gelände aussuchend, nach uns zu, anscheinend, um den freien Sandstrich zu erreichen. Aber noch ehe die Tiere an dem offenen Platz angekommen waren, setzten sie sich plötzlich in Galopp, machten einen großen Bogen und wurden nach derselben Richtung wieder flüchtig, wie vorher die drei Kudus; nur ein langer Staubstreifen war sichtbar und bezeichnete den Weg. Bald darauf hörten wir wieder, diesmal lauter und energischer, ein dumpfes Grollen, und in der Folge noch aus mehreren Richtungen. Anscheinend handelte es sich um ein Rudel von mehreren Löwen, die sich nachts zur Jagd zerstreut hatten und sich nun wieder zusammenfanden. Vergeblich bemühte ich mich mit dem Fernrohr einen Löwen ausfindig zu machen, obgleich der eine kaum mehr als vierhundert Meter unter uns sein konnte. Das Wild wurde merklich unruhig; wohin ich auch mein Fernrohr richtete, überall sah ich ängstliche Bewegung in den Rudeln, sah die Zebras, Antilopen, Gazellen hin- und heräugen; nach und nach zog sich das Wild immer mehr von unserem Berge fort und die Tiere vereinten sich überall zu größeren Rudeln und Herden, indem sie offene Flächen aufsuchten. Nur die Strauße und die Giraffen ließen sich nicht stören und verharrten auf ihren Standplätzen. Es wurde mir sehr schwer, meine Jagdlust zu bezähmen, denn damals hatte ich noch keinen Löwen erlegt. Aber der Straußenfang war die Hauptsache. Etwa nach neun Uhr hörte ich zum letzten Male

einige der charakteristischen, dumpfen Laute, die aus einer hohlen Tonne zu kommen schienen, wieder in nächster Nähe des Berges. Nun sahen wir auch meine Leute kommen; sie mußten in zwanzig Minuten bei mir sein. — Hätte ich geahnt, wie das Straußentreiben verlaufen würde, so hätte ich sicher versucht, den einen — oder die Löwen — fest zu kriegen. Da vom Nashorn nichts mehr zu sehen und zu hören gewesen war, so beschloß ich, einige Schüsse auf das Dickicht abzugeben, in dem wir es vermuteten. Ich stellte Visier 400 und gab drei Schuß ab in kleinen Zwischenräumen. Beim zweiten Schuß ging die Giraffenherde, schaukelnd mit hochgedrehten Ruten, flüchtig ab, daß eine Staubwolke aufwirbelte. Mehrere Minuten nach dem dritten Schuß war sonst nichts Besonderes zu entdecken. Die Strauße weideten ruhig weiter. Meine aus dem Lager kommenden Leute hatten die drei Schüsse als Alarmschüsse aufgefaßt und sich in Laufschritt gesetzt und kamen nach fünf Minuten ganz außer Atem oben an. Ihnen war ein Nashorn in den Weg gelaufen, und die meisten von ihnen hatten auf Bäumen und Felsstücken gesessen. Ich verteilte nun die Rollen und schickte zunächst die ausgesuchten Ndórrobbo fort, welche die Strauße treiben sollten. Da von dem Nashorn immer noch nichts zu sehen war, so gab ich jeder Patrouille einen Askari mit einem Mausergewehr mit. Nach meiner Ansicht sind die Leute ohne Karabiner viel sicherer, da sie leicht Zuflucht auf Bäumen oder Felsblöcken suchen können; ist aber ein Schwarzer mit einem Karabiner dabei, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er das aufgescheuchte Nashorn anschießt und daß das wütende Tier dann ernstlich angreift und Schaden anrichtet. Aber die Ndórrobbo wollten ohne Askari nicht gehen, und so tat ich ihnen den Gefallen, nachdem ich beide Askari ermahnt hatte, nicht ohne Notwendigkeit zu schießen. Vor Löwen hatten sie wunder-

barerweise weniger Angst; sie meinten, wenn sie zu sechs seien, tue ihnen kein Löwe etwas. Das ist im allgemeinen auch richtig; aber heute konnte ich wieder einmal sehen, daß alle Tiere sich unter verschiedenen Umständen auch verschieden benehmen.

Nachdem die Ndórrobbo und zwei Askari in Marsch gesetzt waren, im großen Bogen sechs rechts, sechs links herum, schickte ich drei Somali mit den zehn anderen Ndórrobbo hinunter auf den freien Sandplatz, wo sie sich, quer über den Platz, hinter Felsstücken verstecken sollten, und zwar so, daß sie mich sehen konnten, aber nach der Richtung, von wo die Straußen zu erwarten waren, gedeckt waren. Das war in kurzer Zeit, lautlos und gewandt, gemacht. Nun begann für mich oben eine aufregende Wartezeit. Wenn die Strauße, wie erwartet, kamen, so wollte ich den versteckten Leuten mit einem weißen Tuch ein Zeichen geben.

Nach fünfundzwanzig Minuten waren die beiden Patrouillen weit genug herumgekommen und hatten ausgeschwärmt, Fühlung bekommen. Bei solchen Sachen sind die Wilden ganz vorzüglich. Die Strauße waren noch vollkommen ruhig, obwohl die Treiber über dem Winde und schon auf hundertfünfzig Meter heran waren. Doch bald wurden die Vögel stutzig und — statt wie erwartet, nach uns zu, gingen sie im Trab genau auf die Treiber los. Das war mir ein Rätsel. Doch bald sollte ich aufgeklärt werden. Das nun Folgende spielte sich sehr schnell ab. Hinter den Straußen, quer über den freien Sandplatz, trabte mit gesenktem Kopf eine Löwin, dann erschien ein männlicher, dunkel bemähnter Löwe im Trab auf dem Platz, blieb stehen und hob langsam den Schweif. Die Strauße waren, sobald sie der Treiber ansichtig geworden, zwischen diesen hindurch gerast — die Treiber hatten entschieden von den Löwen keine Ahnung — warnen konnte ich sie auch nicht, Schüsse

hätten sie nicht verstanden und ich durfte in Richtung auf die Löwen auch nicht schießen, da die Treiber in derselben Richtung standen. Mein erster Gedanke war, hinunterlaufen, um unter Umständen noch helfen zu können, im Falle ein Angriff erfolgen sollte. Doch verwarf ich das im nächsten Augenblick und beschloß, mit dem Glas zu beobachten; entweder die Löwen „duckten sich“ vor den Menschen, und das war das Wahrscheinlichere, oder sie nahmen an — und das mußte jeden Augenblick geschehen — und dann war es besser, ich sah von oben, wo es war, um dann um so schneller in der Richtung hineilen zu können. Alle diese Gedanken durchkreuzten mein Hirn sehr schnell. Das Glas vor den Augen, beobachtete ich den männlichen Löwen. Eine Weile stand er, dann legte er sich langsam nieder, den Kopf auf die Tatzen gedrückt. Jetzt fielen schnell nacheinander zwei Schüsse, die Löwin kam im Galopp über den Platz zurück und verschwand im Dickicht, der Löwe erhob sich, duckte sich dann, und scheu wie ein Verbrecher trabte er der Löwin nach. Zwei Ndórrobbo saßen auf Bäumen, die beiden Askari hatten sich zusammen gefunden und erschienen auf dem Sandplatze mit vorgehaltenem Karabiner, folgten den Fährten bis in die Mitte, und unterhielten sich dann eifrig; sie mußten die zweite Fährte des Löwen gefunden haben und waren nun doch wohl stutzig geworden. Ich gab nun schnell hintereinander drei Alarmschüsse ab und zog mit meinen Leuten den Berg hinunter, nach den Askari zu; diese sahen das, wußten, daß ich hinkam und erwarteten mich auf dem Sandplatz. Dort angekommen, untersuchte ich die Fährten und war überrascht von der Stärke der einen. Der eine Askari berichtete mir, er habe sich nicht erklären können, wie die Strauße ihnen entgegen und dicht bei ihnen vorbei gerannt kamen; dann habe er plötzlich auf kaum zwanzig Schritt eine Löwin stehen sehen und habe schnell zwei Schuß

auf sie abgegeben. Davon, ob sie nach dem ersten Schuß noch zu sehen war, wußte er nichts. Nach dem zweiten Schuß war er, da er eine Ladehemmung hatte, auf den nächsten Baum geklettert, hatte von dort aus die Löwin abgaloppieren sehen und hatte dann den andern Askari herangerufen; und nun waren sie beide bis auf den Sandplatz vorgegangen.

Hier hatten sich nun inzwischen alle Leute zusammengefunden; es herrschte eine gewisse gedrückte Stimmung unter ihnen. Ich suchte mir sechs tüchtige Ndórrobbo aus, nahm drei Somali mit, versah mich in allen Taschen gehörig mit Patronen, schickte die übrigen Leute ins Lager zurück und machte mich an die Verfolgung der Fährten. Schweiß war nicht vorhanden, die Löwin also voraussichtlich — zum Glück für den Askari — nicht getroffen, da sie ihn sonst wohl angenommen hätte. Bald wurden die Fährten der beiden Löwen von anderen — vielleicht auch ihren eigenen — Fährten gekreuzt, und, nachdem ich wohl eine Stunde kreuz und quer gelaufen war, und wir immer im großen Bogen wieder nach dem Sandplatz oder in seine Nähe gekommen waren, die Ndórrobbo zudem nicht ordentlich spürten, da sie nicht allein von mir fortwollten, gab ich die Sache auf. Um halb zwei Uhr kam ich im Lager an, nachdem ich unterwegs eine Kuh-Antilope und eine Grant-Gazelle geschossen hatte. Meine Leute hatten auf dem Rückwege das Nashorn aufgetrieben, nicht in dem Gebüsch, in dem ich es vermutet hatte, aber nicht weit davon.

Abends pirschte ich auch noch auf Giraffen und erlegte einen jungen Bullen*) kaum eine halbe Stunde vom Lager. Am nächsten Morgen früh brach ich wieder nach meiner

---

***) Zum Verständnis bemerke ich, daß das Fleisch in Streifen geschnitten, auf Felsen in der Sonne oder auf Gestellen über Feuer getrocknet wird und dann auf Monate hinaus sich hält und zur Verpflegung der Leute dient.**

Kongoni im Wundbett.

Station auf. Ich war sehr zufrieden mit dem Ergebnis dieser kleinen Expedition, da ich festgestellt hatte, daß auch hier, in nächster Nähe unseres Interessen-Gebietes, ein fabelhafter Wildreichtum ist. Ich lasse in Zukunft dies ganze Gebiet zu den Zeiten, wo Strauße brüten, beobachten, um Eier aus der Wildnis zu bekommen. Auch Zebra-Treiben lassen sich an manchen Stellen gut einrichten, wie überhaupt in dieser ganzen Landschaft Tierfang auch im einzelnen durch die jagenden Ndórrobbo für uns betrieben und die Jagd weidmännisch eingerichtet werden kann.

Stimmungen und Bilder aus der Steppe des Kilimandjaro.

Soweit das Auge reicht, sieht es die weite Steppe.

In ihrer gleichmäßig schönen Eintönigkeit und tiefen Ruhe macht sie auf den Menschen einen ernsten, beruhigenden Eindruck.

Der Himmel ist klar, die Luft durchsichtig; der Blick scheint ins Unendliche schweifen zu können.

Nur ein Teil des Horizontes über dem Jipe-See ist durch düstere Wolken verhüllt; dicht über dem See lagern weiße Nebel, die von der schon tief stehenden Sonne lange Lichtstreifen erhalten und in eigentümlichem Farbenspiel erglühen. Die Wasserfläche scheint mit dem Wolkendunst zusammenzufließen. Der düstere Hintergrund, der in harmonischen Farbentönen zu den hellen Nebeln übergeht, scheint ein kunstvoll gewebter Schleier, der geheimnisvoll etwas noch viel Schöneres verbirgt. (Wie der kostbare Schleier der Orientalin den jugendlichen Araber die verborgenen Reize ahnen läßt.)

Ein Jäger, der noch eben den Blick gespannt auf eine ferne Zebraherde gerichtet hatte, wird plötzlich von der Größe der Natur übermannt. Alle Jagdgedanken sind vergessen. Er sinkt auf einen Baumstamm nieder, und, den Kopf in die Hand gestützt, überläßt er sich ganz dem Naturgenuß.

Träumerisch blickt er über die weite Steppe. Ihm kommen in seinen Träumereien ernste Gedanken, die nach und nach festere Gestalt annehmen.

Hier, inmitten der freien Natur hausen seit Jahrtausenden Geschöpfe, Tiere, von Gott zu Freud und Leid geschaffene Wesen; hier tobt das junge Zebra in übermütigen Sprüngen seine Jugend aus, läuft mit der Mutter, wenn der Mensch die Herde aus ihrer Ruhe scheucht, ohne die nahe Gefahr zu ahnen; hier geht der mächtige Büffel seinem Futter nach, dieser Gewaltige, der selbst den König der Tiere, den Löwen nicht scheut; hier schreitet das vorsintflutliche Nashorn bedächtig, pustend und schnaubend, aus Wohlbehagen oder aus Laune, jahrein, jahraus abends durch die Steppe, um sich von den Strapazen des heißen Tages zu erholen; hier ergehen sich die Strauße in den wunderlichsten Sprüngen, denn sie fühlen sich nach dem warmen Tage zu wohl, um es nicht irgendwie äußern zu müssen.

So lebt und webt hier seit langer, langer Zeit ein Geschlecht von Geschöpfen im Gefühl der Freiheit und dem Genuß zu sein, wer weiß, vielleicht in einem tieferen, bewußteren Gefühl der Freiheit, als es uns eigen ist.

Langsam, vorsichtig schreitend, ist die Zebraherde näher gekommen, um im nahen Fluß den Durst zu stillen. Sie kommen ganz nahe bei dem Jäger vorbei. Einige alte Hengste bleiben sogar neugierig stehen, schütteln die Mähnen, schnauben und stampfen kokett mit dem Fuß.

Es ist, als ob die Tiere ahnen, daß dieser Mensch ihnen jetzt nichts tun kann.

In seiner Träumerei hat der Jäger gar nicht gemerkt, wie über dem Jipe-See eine große Veränderung vor sich gegangen ist: die Wolkenschicht ist ferner gerückt, und über dem duftigen Nebeldunst des Sees strebt der mächtige Gipfel des Kilimandjaro in den blauen Himmel; der schneeige Krater erglüht goldig-rot in der Abendsonne. Die geheimnisvolle Ahnung hat den Jäger nicht betrogen, und im Voll-

gefühl des Genusses in dieser überwältigend schönen Natur ruft er aus: Wie schön ist es doch auf der Welt!

Die Sonne steht ganz tief. Eine Seite des Kilimandjaro liegt schon im Dunkel. Die vereinzelten Affenbrotbäume werfen lange Schlagschatten auf den grünen Boden und in dem pinienförmig horizontalen Dach der Laubbäume zittert ein goldiger Schimmer.

Hunderte von Zebras stehen mit gespitzten Ohren halbschräg zur Sonne, den Kopf gegen sie gewendet; ihr Fell erscheint auf der Lichtseite goldschwarz gestreift.

Es ist, als ob ein ahnungsvoller Zauber alle Wesen bannt, als ob inmitten dieser Natur kein Geschöpf zu atmen wagt: vielleicht eine Sonnenanbetung bei den Tieren?

Jetzt, noch einmal erglüht die ganze Landschaft in feenhaftem Licht, ein Aufleuchten nur einen Augenblick — und schnell taucht die Sonne in den Dunstkreis am Horizont.

Dämmerung liegt auf der Erde.

Es wird dunkler und dunkler, doch unberührt hiervon strahlt der Gipfel des Kilimandjaro immer noch in rotgoldenem Licht, wie ein erleuchteter Altar zur Ehre des Schöpfers dieser Natur!

Es ist so schön; der Jäger ist so ganz versunken in diesen Anblick, daß er erst durch den heiseren Schrei einer verfrühten Hyäne erinnert wird, sein Jagdlager aufzusuchen; fast hätte er sein Gewehr vergessen. In ihm hat sich eine Wandlung vollzogen, er ist um eine tiefe, edle Regung reicher geworden.

Wie konnte er so oft, nur um das Jagdvergnügen zu haben, die Wildnisbewohner aus ihrer schönen Natur reißen? Nie wieder will er Wild töten, wenn es nicht notwendig ist. Das gelobt er sich heut Abend ganz fest. Ob er es wohl gehalten hat?

Ehe er sich zur Ruhe legt, tritt er noch einmal aus seinem Zelt: Der weiße Gipfel des Kilimandjaro schimmert geisterhaft im Mondlicht; es ist, als sollte er nicht zur Ruhe kommen.

Mit Recht nennen ihn die Wadschagga den Geisterberg.

Riesen der Tierwelt.

1. Kapitel.

Nächtliche Erscheinung.

Der Halbmond steht dicht über dem düsteren Rand des Urwaldes, der sich hart an einer sumpfigen Talsenkung entlang zieht; die Luft ist kühl, aber doch herrscht eine drückende Schwüle hier am untersten flachen Hang des Kilimandjaro, wo er langsam in die weite Steppe übergeht. Da wo das Mondlicht nicht hinfällt, wimmelt es von Glühwürmchen, die teils langsam schaukelnd hin und her fliegen, teils an schwanken Gräsern und dünnen Stauden sitzen und in ihrem abwechselnden Aufleuchten und Verschwinden den Eindruck von Irrlichtern hervorrufen. — Aber auch weiter im sumpfigen Tal, wo das fahle Mondlicht hinfällt, leuchten diese winzigen Tierchen auf, nur nicht so grell. Von Zeit zu Zeit beginnt das in die Ohren schneidende Konzert der Zikaden, erst leise, dann zu unerhörter Heftigkeit anschwellend, um dann plötzlich zu verstummen; ähnlich beginnen von Zeit zu Zeit die Frösche ihr Quak-Konzert.

Dann herrscht zeitweise wieder Totenstille, nur unterbrochen von Nachtaffen-Schreien.

Über der sumpfigen Talsohle liegen dünne Nebelschwaden, ganz flach, kaum meterhoch über der niedrigen Schilfnarbe.

Da tauchen gespenstergleich, schiebend, erst einzelne, dann rechts und links daneben andere, größere und kleinere dunkele Massen auf, erst verschwommen, dann in deut-

licheren Umrissen, und ganz leises Plätschern und Gurgeln wird hörbar. Jetzt nehmen diese düsteren Kolosse, die immer mehr zu wachsen scheinen, die ganze breite Front der noch vom Mond beleuchteten hellen Talsohle ein, wohl dreißig bis vierzig an Zahl. Da schiebt sich ganz unvermittelt von rechts, aus dem Schatten, wo sie bisher unsichtbar war, eine riesige dunkle Masse ganz vorn vor die anderen: Der alte Herden-Bulle. Wie ein Turm steht er da, hebt den Rüssel halb hoch, leicht gekrümmt, spreizt die riesigen Ohren und läßt ein leises, langes Schnaufen hören.

Die anderen stehen wie eine Mauer, etwa fünfzig jetzt, im hellen Mondlicht; aber der Mond bescheint nur noch die Hälfte der Talsenkung, und aus der Dunkelheit weiter rechts ertönt auch leises Plätschern und Töne, als ob Luftblasen aus Schlamm und Wasser hochkommen.

Frischer Sumpfgeruch, etwas nach Schwefel riechend, hat sich vor die Elefantenherde geschoben und kommt näher und wird stärker.

Da durchreißt ein gellender, klagender und doch gereizt und drohend klingender Trompetenton die bedrückende Stille, und auf einmal kommt Leben in die düsteren Kolosse. Sie schieben sich durcheinander, dumpfes Grollen und lautes Prusten ertönt von allen Seiten, und im Dunkeln, wo vorher durch die lebende Mauer der Urwaldriesen alle Glühwürmchen verschwunden schienen, leuchtet es erst vereinzelt, dann mehr und mehr wieder auf. — Ein unbeschreibliches Durcheinander von Wasserrauschen, Gurgeln, Schnaufen, Prusten und Trompeten dauert für Minuten an.

Der Trompetenton, der die Stille brach, war das Signal der Leitkuh, die die Sicherung hatte und über dem Wind alles in Ordnung fand.

Dann kam die verhaltene Kraft und Lust der Riesentiere, sich zu suhlen und Laut zu geben, zum Durchbruch.

Sie fühlten sich sicher und gaben sich ganz diesem Genusse hin.

Nach und nach wurde es dann ruhiger. Die Elefanten, die sich gesuhlt hatten und äsen wollten, zogen teils an den Urwaldrand, teils bildeten sie Gruppen an den flacheren und trockenen Stellen des Sumpfes, um Sumpfgräser und Knollen aus dem Schlamm zu reißen und zu verzehren. Andere gingen steppenwärts auf das Trockene und machten sich an Akazien zu schaffen. Aber im großen und ganzen hielt die Herde zusammen.

Und doch war sie plötzlich verschwunden; die hier und da noch auftauchenden dunkelen Umrisse einzelner Elefanten zerrannen im ungewissen Mondlicht, lösten sich wie ein Nebel auf; die Laute, leises Schnaufen und Prusten, verstummten nach und nach; noch glaubte man einzelne rauschende Laute zu hören — aber nein, das war der Wind in den Baumkronen und im Schilf. Die Elefantenherde war verschwunden. Wie eine Erscheinung, die etwas Unwahrscheinliches hat, war sie aufgetaucht; wie ein Traum mutete der Lärm an, den sie gemacht hatte, und wie ein Traum, aus dem man erwacht, war sie fort; alles lag still und friedlich, unverändert wie vorher; nur der feuchte Sumpfgeruch, in den sich etwas „Bitteres“ und doch Weichliches mischte, der charakteristische Elefantengeruch, lag noch in der Luft; aber auch dieses letzte Zeichen der vorübergehenden Anwesenheit von einer solchen Menge der heute noch lebenden größten Geschöpfe war bald verschwunden.

Gegen Tagesanbruch ertönte der heisere Schrei einer ganz alten Fleckenhyäne, Nachtaffen ließen ihr krampfhaftes, klagendes, immer leiser ausklingendes Gezeter ertönen, und bei Sonnenaufgang zeigten die Fährten am Sumpfrand und umgetretenen Bäumchen und Büsche im Urwald, daß die Elefanten ausgeschwärmt waren und sich auf ihrer Wande-



Impala-Bock im Wundlager.

rung nach dem Nordhang des Kilimandjaro etwa 1000 Meter unterhalb des Sumpfes wieder auf ihrem Hauptwechsel vereinigt hatten.

So eine Elefantenherde ist für eine gewisse Spanne Zeit wie ein einziges, großes Gemeinwesen. Wir wollen ihren Fährten folgen und einen Teil ihres Schicksals miterleben.

2. Kapitel.

Auf Wanderung.

Der nächste Halt wurde im Urwald von Taveta gemacht, nachdem die Herde ununterbrochen 70—80 Kilometer gewandert war. Im Urwald, auf dem breiten Wechsel, ging es im Gänsemarsch geschäftsmäßig vorwärts; solch ein Marsch ist „Dienst“. Da wird kaum hier und da genascht, selbst wenn etwas ganz besonders Leckeres am Wege wächst. Die Rüssel nach unten stets tastend, bei Querwechseln ein wenig stutzend, wenn vorher Menschen hier gewesen sind, nickend mit den schweren Köpfen, ernsthaft und aufmerksam, so ziehen diese von den Menschen seit Jahrtausenden gehetzten Riesengeschöpfe schiebend und eilig dahin.

Wie ist nun solch eine Elefantenherde zusammengesetzt? Das kommt einmal auf die Jahreszeit, aber auch auf die Höhenlage und das Klima an. Hier am Kilimandjaro war es jetzt so: Ganz vorn zog die Leitkuh, in den besten „Elefantenjahren“, vor sich her zwei ganz kleine Elefanten schiebend; einer, ein kleiner Bulle, war ihr eigener Sprößling; den anderen hatte sie „angenommen“, eine Kuh, die ein wenig älter war, eine „Waise“. Die Menschen hatten ihre Alte getötet. Jetzt waren diese drei Elefanten so zusammen verschmolzen, als ob es stets so gewesen wäre; jedenfalls war die Alte keine böse Stiefmutter, dafür sind

die Wildnistiere nicht gerissen genug; für sie waren es einfach ihre beiden Jungen.

Nach ihr folgten auf dem Marsche zunächst, wenigstens solange es im Gänsemarsch im Urwald ging, lauter Bullen „in den Flegeljahren", d. h. — halbwüchsig ist bei Elefanten, die so langsam wachsen, schwer zu sagen — also lauter heranwachsende Bullen in den verschiedensten Größen, dann kamen Kühe, darunter einige sehr alte mit langen, schneeweißen, schlanken und spiralenförmig gewundenen Zähnen, die sich scharf von der schwarzgrauen Farbe der Dickhäuter abhoben; und ganz zuletzt kam ein riesiger Bulle, wie ein Turm die anderen überragend; im ganzen waren es an zweihundert Tiere. Meist geht die Herde ziemlich aufgeschlossen, aber wenn die Landschaft lichter wird und übersichtlicher, so verteilt sich die Herde hin und wieder in loser Ordnung auf eine größere Fläche, dabei immer in schiebender Gangart vorwärts strebend. Elefanten können auch nicht immer gegen *den* Wind ziehen — gerade Elefanten nicht; denn sie sind oft darauf angewiesen, ein bestimmtes, sehr entferntes Ziel zu erreichen. Und dann gehen sie unentwegt, mit dem Wind, darauf los, oder den Wind seitwärts kriegend. Hieraus erklärt sich auch, daß so oft Jäger und „Forscher" Elefanten scheinbar achtlos angetroffen haben; und dann wieder plötzlich nicht herankommen konnten, wenn sie wollten. — Elefanten auf dem Marsch sind schwer oder gar nicht von ihrer Hauptrichtung abzulenken. Sie setzen sich dann ruhig der Gefahr aus. Stellen sie sich aber ein, um zu rasten, zu äsen oder zu suhlen, so kommen sofort alle Vorsichtsmaßregeln in Anwendung. Es ist umgekehrt, wie bei anderem sogenannten „Großwild", das gegen die Elefanten klein erscheint; Zebras, Eland- und Oryx-Antilopen, Kongonis, Gnus, Giraffen auf Wanderung sind besonders scheu und flüchtig; erst wenn

sie sich eingewöhnt haben, sind sie ruhiger, sicherer. Es liegt im Wesen der Elefanten, daß sie ihre Wanderungen durchhalten, einen langen Weg zwischen sich und die sie vielleicht planmäßig verfolgenden Jäger bringen müssen. Da nehmen sie lieber die vorübergehende Gefahr in Kauf. Es liegt darin zugleich etwas Großzügiges, ja eine gewisse Taktik. In wieweit bewußte, auf persönlichen Erfahrungen beruhende Überlegung oder Vererbung — ist müßig zu fragen: Ich glaube Beides. — Genug, es ist fraglos so und zeigt uns immer aufs Neue, wie für uns Menschen seltsam klug und verständig ein solches Wildnistier sein Leben einrichtet!

Denkt man an die Jahrtausende zurück, die die Tiere unter menschlicher Verfolgung zu leiden hatten, müßte man sich von Rechtswegen wundern, wenn es nicht so wäre.

Also: Unsere Herde „schob" weiter; unter den elastischen Sohlen, gepolstert wie Kissen, die doch ein so ungeheueres Gewicht tragen und so leicht über harten Sandwechsel hinweggleiten, ertönt nur das schabende Schieben einer glatten Fläche über den Sand, aber so leise, daß man es nur in allernächster Nähe hört. Elefanten, wenn sie flüchtig sind, machen keine überflüssigen Bewegungen, sie schieben eben dahin, nur sehr schnell.

Es war fast Mittag geworden, als die Herde in die Ebene hinabkam, die zwischen Kilimandjaro und Taveta liegt. Hier gibt es keinen ausgesprochenen Elefanten-Wechsel mehr, der breiter ist als Nashorn-Wechsel; das ergibt sich ganz von selbst. Im Urwald sind Elefanten auf den Gänsemarsch angewiesen, wenn sie auf „Safari", d. h. auf der Reise, dem Marsch sind und schnell vorwärtskommen wollen. Hier in der Ebene hält die Leitkuh mit den Jungen zumeist einen Nashorn-Wechsel ein, während die Herde mehr oder minder ausschwärmt. Und hier, im offenen Gelände, wird bei

günstiger Gelegenheit auch ab und zu genascht, an einer blühenden Dorn-Akazie oder an bestimmten Büschen mit weißen Beeren, wenn gerade ihre Fruchtzeit ist. Aber der alte Bulle, der rückwärts die Sicherung hat, paßt auf und treibt säumige Bummler zur Eile an. So ziehen diese düsteren Urwaldriesen in Unruhe, als ob sie etwas versäumt und nachzuholen hätten, durch die brütend heiße, helle Steppe dahin, mit ihren mächtigen Köpfen nickend und von Zeit zu Zeit mit den großen, flachen Ohren klappend. — „Trompetet" wird hier nicht in der Steppe; die Tiere wissen einerseits, daß bei ihrem für Menschen rasenden Tempo die Gefahr einer Verfolgung nicht besteht; mit dem Winde können sie bei dem festen Ziel, das sie haben, auch nicht rechnen; sie wissen, daß sie infolge ihrer Größe und Masse in der offenen Steppe weit zu sehen sind; sie selbst sehen in der flimmernden, heißen Steppenluft, nachdem sie aus den schattigen Waldregionen kommen, auch nicht gut, sind halb geblendet und streben eilig dem ersehnten feuchten und schattigen Urwald bei Taveta zu. Sonst sehen Elefanten nicht schlecht, obwohl dies vielfach behauptet wird. Es ist ähnlich, wie ich früher beim Nashorn sagte: Das Tier sieht sehr genau, es weiß nur nicht, daß z. B. der Mensch im Kakianzug, der regungslos steht, ihm Gefahr bringt. Einen Schwarzen sieht ein Elefant weit eher und erkennt ihn als Menschen, als einen Europäre, der „à la Mimikry" gekleidet ist. Ich kenne viele Fälle, in denen Elefanten Europäer angenommen haben, wo also der Jäger den Elefanten mit gutem Wind anpirschte, weil sie den für die meisten europäischen Jäger unvermeidlichen Gewehrträger (Neger) gesehen haben, und dann natürlich den Europäer annahmen, da er standhält und schießt und der ihnen nächste ist. Viele Unglücksfälle auf Jagd sind auf die sehr gefährliche Fabel zurückzuführen, daß Elefanten, Nashorne oder andere Tiere ein schlechtes

Gesicht haben sollen. Ich würde mich darauf nie verlassen, habe mich auch nie darauf verlassen, selbst nicht in den Zeiten, als ich es noch glaubte; sonst könnte ich jetzt dies alles wohl nicht schreiben.

Es ist auch so ganz unwahrscheinlich, daß ein seit Urzeiten in der Wildnis lebendes, so verfolgtes Tier einen so wichtigen Sinn nicht ausgebildet haben soll. Es kommt mir so vor, als ob man von jemand, der farbenblind ist — wie ich z. B. für rot und grün — behaupten würde, er sähe schlecht.

Dabei sehe ich wie ein Luchs, so daß ich oft sogar meine Somali und Mássaï in Erstaunen gesetzt habe.

Es ist einfach ein falscher Schluß: Die Tiere sehen es genau, aber wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Ich habe auch Beweise — wenigstens für mich beweisend — dafür, daß manche Tiere „nicht zu sehen vorgeben", teils weil ihnen diese „Taktik" oft das Leben rettet, teils — siehe Löwen, 1. Band — weil sie sich sozusagen, wenn männlich, vor ihrer Löwin schämen. — Man kann mir entgegenhalten, was man will, ich habe das nicht einmal, sondern öfter so bestimmt gesehen, daß für mich kein Zweifel bestehen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Herde strebte unruhig, eilig, leichten, pulverisierten weißen Staub aufwirbelnd, durch die wellenförmig mit ihr ziehende heiße Luft dem Taveta-Urwald zu. Die Steppe hier liegt am rechten Ufer des Pangani-Flusses, von ihm durch Waldungen von Borassuspalmen, Dumpalmen und Akaziendickichten und Wäldchen getrennt. Einzelne spitze, mit Steingeröll besäte Hügel lagen den Elefanten im Weg. So zogen sie nahe am dunkelen Waldgürtel eines Nebenarmes des Pangani dahin; der Nashornwechsel, den die Leitkuh noch einhielt, kreuzte eben einen menschlichen Pfad. Die Alte stutzte, schnüffelte rechts und links und schnaubte dann

durch den Rüssel; die Herde stand. Da ertönten von der Seite des Kilimandjaro her menschliche Stimmen; singend kamen Träger einer Karawane daher. Ein kleiner Akazienwald lag dazwischen. Jetzt setzte sich der Alte schiebend in beschleunigte Gangart, so daß die Jungen Mühe hatten, sich des Ernstes der Lage voll bewußt vor ihr her zu trollen. Die Herde zog sich nach und nach zusammen und nahm schließlich die Gestalt einer langgezogenen Kolonne an.

3. Kapitel.
„Der erste Verlust."

Bald hörte der Nashornwechsel auf, verlief sich, nicht im Sande, aber im hohen Steppengras; wieder ein kurzes Zögern; dann ging es, Hauptrichtung auf den Taveta-Wald, weiter und zunächst genau auf einen spitzen Steinhügel zu. Nun war es die Frage, rechts oder links herum; wenige hundert Meter vor dem Hügel schwenkte die Kuh rechts ab, um zwischen Hügel und Wald durchzuwechseln. — *Kaum* war sie am Hügel vorbei — Pfff — Tackum — hinter ihr ein schriller Trompetenton einer ihrer Genossinnen, dann vom Hügel menschliche Stimmen, und jetzt, da sie unter den Wind des Hügels kam, witterte sie auch Menschen; schnellste Gangart! Die Herde schloß schurrend dicht auf, und in eine Staubwolke gehüllt, jagte sie durch die heiße Steppe, unaufhaltsam, bis der schützende, schattige und kühle Wald sie aufnahm. — Aber auch hier gab es noch nicht sogleich Ruhe. Erst nach manchem Hin und Her kamen die verängstigten Tiere pustend, schnaufend,, einen bitteren Geruch ausströmend zum Halt — und mitten unter ihnen stand eine Kuh, die wankte, hin und her torkelte, umfiel, schwer röchelte, mit dem Rüssel hin und her schlug, zitterte — und sich nicht mehr rührte.

Blutgeruch strömte von ihr aus.

Und nun folgte eine Szene, die ergreifend war: die ganze Herde versammelte sich um die gefallene Kuh im Kreis; die zunächst stehenden Elefanten hielten ihre Rüssel leicht über die verendete Kuh gehoben und schnauften leise; alle anderen standen durcheinander, so gut es ging: Stille für etwa eine Minute; lautlose Stille.

Dann ein Trompetenton, schrill, klagend, „anklagend" — und geschäftig zog die Herde weiter. Der alte Bulle hielt noch einen Augenblick zögernd Wacht nach rückwärts, spreizte gefahrdrohend die riesigen Ohren, gurgelte dumpf, wie das Rollen eines Erdbebens, dann knickte er mit der Hinterhand ein, wendete und schob hinter der Herde her, um seinen Dienst zu tun.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was sollte diese „Szene" bei der gefallenen Elefantenkuh bedeuten? Soll man an eine Art „bewußter Leichenfeier" denken?

Das letztere in unserem menschlichen Sinne natürlich nicht.

Nach meinen vielen Beobachtungen und Erkundungen aber, nach meinem Zusammenleben mit diesen Wildnistieren — ohne ihnen damit freilich so nahe wie zahmen Tieren getreten zu sein — glaube ich eine Erklärung dafür zu haben, die mir wenigstens sehr wahrscheinlich ist: Elefanten führen, mehr wie irgendein anderes Wild, ein geselliges, kameradschaftliches Leben und zwar mit dem größten Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. — Die anderen Elefanten wollen sich überzeugen, ob ihr Kamerad für sie verloren ist; ob ihnen dabei ein Bewußtsein eines eigenen einmal kommenden Todes aufdämmert — wer will es wissen! Ich glaube es nicht. Wohl aber glaube ich, daß die Tiere aus Vererbung und aus Erfahrung wissen, daß ihnen hier und da eins der ihren entrissen wird, verloren geht, und daß sie

mit ihrer so unendlich feinen Witterung aus gewissen Anzeichen feststellen können, wann dies Ende, der Tod, eingetreten ist!

Ist dies geschehen, so gibt die Leitkuh das Signal zum Weitermarsch, und so zieht die Herde ihren Wildnispfad ins Ungewisse weiter. Es ist ganz etwas Eigenartiges um das Seelenleben dieser für uns Menschen riesenhaften, klugen Geschöpfe. Der Elefant ist für mich das Tier, das vor allen anderen etwas Rührendes hat gerade in seiner Größe, seiner Mächtigkeit, seiner Klugheit und, wenn er will, Gefährlichkeit. — Steht man, wie ich schon so oft, einem solchen Urwaldriesen gegenüber, dann drängt sich überwältigend der Gedanke auf, daß man, wenn er angreift und der Schuß nicht tödlich sitzt, ganz in seine Gewalt gegeben ist; daß es nur von ihm abhängt, ob dieser Verlauf heraufbeschworen wird oder nicht; daß solch ein prachtvolles, fein organisiertes Wesen, solch ein Riesen-Gottes-Geschöpf zu vernichten, eben nur die raffinierteste menschliche Kunst imstande ist; dann empfindet man immer wieder den ganzen, großen Eindruck, den solch ein ehrwürdiger Riesenkerl in seiner Heimat, in seinem Element macht, in dem man sich als Eindringling fühlt; dann kann man sich des Gedankens nicht erwehren, es wäre ganz recht, wenn er einen einfach zermalmte, zerträte, und dann in aller Ruhe mit einem guten Gewissen seinen langen Wildnisweg weiter wanderte! Ich halte diese Gedanken durchaus nicht für „sentimental“ und bin ganz sicher, daß jeder Ähnliches empfunden hat, der überhaupt einfacher, reiner Empfindungen fähig ist, nur daß die meisten „Sportsmen“ es aus falscher Scham nicht offen aussprechen.

Ein solcher afrikanischer Elefant mit den gespreizten, riesigen Ohren, in abwartender, unentschlossener Stellung, in der brütenden Hitze, in seiner drohenden Haltung ist namentlich in der wilden Urwaldumgebung etwas ganz Über-



Elefanten und Eland-Antilopen auf Wanderung über das Sattelplateau des Kilimandjaro.

wältigendes. Ich meine nicht überwältigend im Sinne des Bewußtseins der eigenen Gefahr, nein, als ein Geschöpf, das es verstanden hat trotz der unausgesetzten, eifrigsten Nachstellungen durch die Menschen sich in seiner düsteren, riesenhaften Größe und vornehmen Gutartigkeit, wo sie hingehört, von der Urzeit bis zu uns hinüberzuretten.

Wie kann man solch ein Tier um des Gewinnes willen erlegen!?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Herde war vergrämt, war ohnehin unruhig geworden, und wurde auch bald nach ihrem Einwechseln in den Urwald von Taveta-Leuten belästigt; so zogen die ruhelosen Riesen nach dem entferntesten Winkel des Urwaldes, wo die hohen Stämme unten mit für Menschen fast undurchdringlichem Unterholz durchsetzt waren, ästen dort so geräuschlos, als es Elefanten möglich ist, bis die Dunkelheit hereinbrach; und als der Mond aufging, war die Herde schon in der gewellten Steppe unterhalb des Dschala-Sees, eines an dem unteren Nordhang des Kilimandjaro liegenden Kratersees, um in die höheren Regionen der Rombolandschaft einzuwechseln.

Und gegen Tagesanbruch standen sie alle in einem Wald von Riesenfarren, hart an einer sumpfigen Lichtung, und ruhten im Stehen, in zerstreuter Ordnung aus.

Nichts war zu hören als hin und wieder ein vorsichtiges, leises Schnaufen.

4. Kapitel.

Im Hochgebirge und durch Schnee unter dem Äquator.

Von größerer Höhe aus gesehen sieht ein solcher Farrenwald, dessen einzelne Stauden bis drei Meter hoch und darüber werden, wie eine grüne Lichtung aus, die rundherum von düsterem hochstämmigen Urwald umgeben ist, und

wenn Elefanten darin herumstehen oder bummeln, so sehen diese Kolosse von oben fast wie Ratten oder Mäuse aus, die auf einer Wiese ihr Wesen treiben. — Ist man aber selbst in den Farren, so kann man die Dickhäuter nur hören an ihrem Schnaufen, am Kollern in den Eingeweiden oder an schlürfenden, stapfenden Schritten.

In diesem ausgedehnten, langen, etwa 600—800 Meter breiten Farrenstreifen gab es hin und wieder offene Flächen mit dunklem Urwaldboden und sumpfigen Stellen. Es war empfindlich kalt hier oben; und dunkelgraue Wolken verdeckten bald die Morgensonne, die nur einige Flammengrüße über die Farrenhalde geworfen hatte. Es wurde so düster, als sollte es Nacht werden.

Etwa zwanzig Elefanten, meist Kühe in verschiedenen Größen standen auf einer großen, offenen Sumpffläche, die ehrwürdigen, sorgenvoll dreinschauenden dunkelen Köpfe nach allen Richtungen gewendet; fast regungslos standen sie. Der alte Bulle stand am unteren Eintritt des Wechsels in die Farren, um nach rückwärts zu sichern, ziemlich vereinsamt; der Rest der Herde war überall verteilt, teils einzeln, teils in kleinen Gruppen. — Da begann es erst ganz leise, dann immer stärker zu schneien.

Bald sahen die regungslos, wie aus Fels gehauen dastehenden Elefanten, die im offenen waren, wie mit Zucker bestreut aus; der erste Schnee schmolz wohl ab, aber bald haftete er; die Körperwärme bei der dicken Epidermis der Elefanten scheint sich aus den äußersten Schichten der Haut zurückzuziehen. Es war ein wunderbarer Anblick, diese beschneiten Tropenriesen mit dem frischen, grünen Hintergrund erst der Farren, dahinter des typisch tropischen Urwaldes wie in ihr Schicksal ergeben dastehen zu sehen; auf einzelnen ohnehin turmartigen Rücken hatten sich richtige Schneepyramiden angesammelt.

Und dieses widerspruchsvolle Bild fast unter dem Äquator!

Nach und nach hüllte sich die ganze Landschaft in weiß; die Farren grün mit Schneestaub zart gerändert, der Boden weiß, und darin die jetzt fast schwarz aussehenden Dickhäuter.

Der Schneefall hielt etwa eine halbe Stunde an, dann hörte er ziemlich plötzlich auf, es wurde heller, die Sonne begann die Baumgipfel zu durchleuchten, im Nu fast war alles Weiß von den Farren verschwunden, nur der am noch kühlen Boden liegende, dickgefallene Schnee hielt im Schatten noch ziemlich lange aus.

Und jetzt kam Leben in die Elefanten; sie schüttelten sich, tasteten sich gegenseitig mit den Rüsseln über die Rücken und Köpfe, gingen geschäftig hin und her, Trompetentöne hallten durch die Urwaldstille, die Herde ordnete sich allmählich in Marschordnung und begann bergwärts zu ziehen, in den Urwald hinein — zuletzt wieder der alte Bulle. Er hielt noch eine kurze Umschau auf dem offenen Platz, zögerte etwas, nahm mit dem Rüssel den Wind auf und verschwand dann in derselben Richtung auf dem jetzt im weißen Schnee schwarz aussehenden Wechsel in den hinter ihm zusammenschlagenden Riesenfarren.

Die Herde zog nach dem Sattelplateau zwischen den beiden Gipfeln des Kilimandjaro, den Kibokrater, dem ewig vergletscherten, und dem etwas niedrigeren, zackigen Mawenzi.

Zunächst stellten sie sich nach einer Stunde im Urwald in dichtem Unterholz ein, wo es ihr Lieblingsfutter und als Nascherei große weiße Beeren an Büschen gab. — Und am nächsten Tage um die Mittagszeit zog die Herde in langer Reihe über das offene, mit Felsgerümpel und Lava bedeckte Sattelplateau. Hier oben war längst der Morgenschnee fort-

geschmolzen. Der Kibokrater — greifbar nah erscheinend und doch so weit – leuchtete blendend herüber. Und nach einer Weile gesellte sich zu den Elefanten, von der Seite kommend, eine große Herde von Eland-Antilopen, etwa 300 Stück, die, als ob es so ganz selbstverständlich wäre, dicht hinter den Elefanten in ihrem Wechsel folgte, so daß der meist etwas weiter zurückbleibende alte Bulle mitten in diesen größten und schwersten Antilopen dahinzog, die neben ihm wie Spielzeug aussahen.

Gutmütig tastete er, mit dem mächtigen Kopfe nickend, mit seinem von Altersfurchen durchsetzten Rüssel der vor ihm dahineilenden Eland-Kuh den Rücken ab; sie machte einen krummen Buckel, wie ein Maultier, das den Reiter abwerfen will, schlug spielerisch aus, machte einen großen, elastischen Satz nach vorwärts und drückte sich etwas voraus in die Reihe der anderen Antilopen. Der Elefant ließ sich in seiner Fortbewegung nicht stören, klappte ein paarmal die großen Ohren nach vorn und wieder zurück, ließ ein dumpfes Gurgeln hören und versuchte dasselbe Spiel bei der nächsten Eland-Kuh. — Dann gab es vorn plötzlich einen Halt; bei der Leitkuh bildete sich ein dichter Klumpen von Elefanten, die anderen schwärmten in dem noch offenen, steinübersäten Gelände rechts und links aus. Alle nahmen mit wagerecht erhobenen Rüsseln die Witterung auf; die Eland-Antilopen kletterten seitwärts auf einen langen, flachen Lavarücken und sicherten mit den Nasen gegen den Wind, mit den klugen Augen nach allen Seiten, während der alte Bulle sich pflichtgemäß rückwärts herumtrieb und aufpaßte.

Der Wind stand aus der Steppe heraus von Südwest nach Nordost, also den Tieren entgegen, und hatte ihnen vorübergehend Witterung von Menschen gebracht. Gleich darauf war die Luft wieder rein. Aber die Elefanten trauten der Sache nicht recht und standen, unruhig mit den Ohren

klappend und windend, herum. Dann kam die Leitkuh der Eland-Antilopen von dem Höhenrücken herab und nahm zögernd, das Gehör hin- und herwerfend den alten Wechsel wieder an, und ihr folgte die ganze Eland-Herde. Jetzt schlossen die Elefanten sich den Antilopen an. Bald war die ganze zahlreiche Tiergesellschaft auf dem Abstieg nach dem Südwest-Hang des Kilimandjaro, um den Wäldern oberhalb der Landschaft Kibongoto zuzustreben.

5. Kapitel.

Ein unruhiger und trauriger Tag.

Unsere Elefanten wollten im Hochwald bleiben und hier längere Zeit rasten, da es hier so ziemlich alles gab, was Elefanten gebrauchen: Urwald, Täler mit hohem Riedgras und wundervollen Suhlen, auch hier und da die leckeren weißen Beeren; zudem war es am Tage nicht zu heiß und nachts nicht zu kalt, und dies Gebiet wurde von Menschen fast nie heimgesucht.

Aber die Eland-Antilopen zog es in ihre heiße Steppe. So trennten sich bald wieder die Wege dieser so verschiedenartigen Tiere, die sich doch so gut verstanden, und so lange sie zusammen waren, gegenseitig nützlich waren.

Während die Antilopenherde in langer Linie, eine Antilope hinter der anderen, auf breitem Elefantenwechsel ziemlich gerade zur Steppe hinabwechselte, stellte sich die Elefantenherde in einem schmalen Tal, in dessen Sohle ein kleiner Bach rieselte und hohes Riedgras stand, ein. Das Gras war stellenweise so hoch, daß die Elefanten nur von den Hängen aus sichtbar waren.

Und von einem dieser Hänge sollte das Unheil kommen. — Die Herde stand, lang auseinandergezogen, auf etwa 400—500 Meter Länge. Die Talsohle war verschieden breit,

von 100 bis stellenweise 250—300 Meter und bis an den Rand der ziemlich steilen Hänge fast durchweg mit hohem, gelbem Riedgras bestanden. In der Regenzeit, wenn der Bach aus seinen Ufern trat, gab es hier einen großen Sumpf.

Der alte Bulle trieb sich wieder da herum, wo die Herde in die Niederung eingewechselt war; hier war das Tal schluchtartig sehr schmal, und der Wechsel führte aus dem Urwald am steilen Hang quer sanft herab. Zu ihm hatten sich noch vier verhältnismäßig starke Bullen gefunden, immerhin nach ihm die stärksten der Herde; dann stand die nächste Gruppe erst wieder auf 150 Meter in einer größeren Erweiterung des Tales. Die fünf Bullen standen jetzt nahe zusammen, strahlenförmig nach außen sichernd. Denn jetzt in der glühenden Mittagszeit ist oft vollkommene Windstille, oder der Wind springt alle Augenblicke um.

Dies ist für Elefanten stets eine heikle Zeit.

Eingeborene, Wadschagga aus der Landschaft Kibongoto, die auf Honigsuche waren, hatten zufällig den frischen Wechsel der Herde gekreuzt, etwa zwei Kilometer von diesem Tal. Eine halbe Stunde davon hatte ein Europäer sein Jagdlager aufgeschlagen, der auf Büffel gehen wollte. — Vier Wadschagga blieben am Wechsel liegen, und einer eilte zu dem Europäer, um ihm die frische Fährte der großen Herde zu melden. Und bereits zwei Stunden nachdem die Herde sich ahnungslos im Tal eingestellt hatte, schlich der Europäer mit einem Gewehrträger auf dem Wechsel am steilen Hang die Herde an.

Es war gerade vollkommene Windstille, als die beiden Menschen, an den Rand des Urwaldes kommend, unter sich im hohen Riedgras die fünf starken Elefantenbullen stehen sahen; ab und zu klappten die Dickhäuter mit den Ohren, leises Schnaufen ließ sich vernehmen, und alle fünf Rüssel waren leicht gekrümmt, in tastender, unruhiger Bewegung,

über das Riedgras erhoben. Die anderen Elefanten waren nicht sichtbar, da das Tal eine scharfe Biegung machte.

Die Menschen sahen nur die grauen Rücken, Ohren und Rüssel; es war kaum möglich zu erkennen, welcher Elefant die stärksten Stoßzähne hatte.

Da kam ein leichter Windstoß den Menschen in den Rücken und brachte die Witterung zu den Elefanten hinab.

Der Alte, im Gefühl seiner Pflicht und Verantwortlichkeit wendete, nahm den Kopf und Rüssel hoch und ließ seine Riesen-Stoßzähne sehen.

Im selben Moment hörte er einen Knall, fühlte einen stechenden Schmerz in der rechten Schläfe, stieß noch einen schrillen, langsam ersterbenden Alarm-Trompetenton aus, wankte, stürzte in die Knie, so daß seine Zahnspitzen sich in den Boden bohrten, sein Rüssel krümmte sich schlangenartig im Todeskampf — ein tiefes Gurgeln, wie ferner Donner oder Erdbeben — und der ernste, dunkle Urwaldriese erstarrte wie zu Stein und Fels; mit offenen Augen war er verendet und lag da, als ob er sich zur Ruhe niedergetan hätte.

Die anderen vier Bullen waren schurrend talabwärts zur Herde flüchtig geworden, und nach wenigen Minuten gab es keinen Elefanten mehr im weiten Tal.

Die Herde zog, ruhelos, der Steppe zu, um dem Longiddu-Berg mit seinen weltverlorenen Wäldern zuzustreben. Aber Ruhe wird sie auch dort nicht finden!

6. Kapitel.

Steppenwanderung und Ruhetage auf Bergeshöhen.

Es ist kein Zufall, daß Elefanten hauptsächlich in solchen Gegenden längere Zeit leben, die sonst ziemlich vereinsamt sind, vereinsamt an Menschen wie Tieren. Einmal

sind es diese Gegenden — Urwälder und unübersichtliche Gegenden mit dichtem Gestrüpp oder hohem Elefanten-Gras —, die ihnen das geeignetste Futter liefern: zugleich aber auch sind sie dort der Sicht am besten entzogen. Wenn, wie ich schon sagte, nach meinen Beobachtungen ihr Gesichtsinn nicht schlecht genannt werden kann, so ist ihr Geruchssinn doch weit schärfer, ja, ihr Haupt-Verteidigungssinn. Und da fühlen sich diese in offenem Gelände so weit sichtbaren Riesentiere natürlich im Wald und dickem Gestrüpp sicherer. Und da auch ein Mensch mit noch so scharfen Augen nicht durch dickes Gestrüpp hindurchsehen kann, so machen die Elefanten, da sie meist in Dickungen stehen, dort keinen Gebrauch von ihrem Gesichtssinn — dabei sehen sie den Menschen aber ganz genau. Springt dann der Wind um, so daß sie die Witterung eines Menschen bekommen, dann wissen sie sofort, daß von dort Gefahr droht, und handeln dementsprechend, d. h. sie werden flüchtig oder nehmen an.

Als die Herde sich dem Waldrand näherte, hielt die Leitkuh noch innerhalb des dunkelen Waldes, und die anderen Elefanten kamen in zerstreuter Ordnung bis in die Nähe des sich hier scharf von der offenen, gewellten Steppe absetzenden Randes. So bummelten sie scheinbar planlos, einzeln und in kleinen Gruppen, wohl eine Viertelstunde im Walde umher.

Bald ging die Leitkuh, und dieses Mal der jetzt älteste Bulle mit ihr vorsichtig in die offene Steppe hinaus und hielten Ausschau; denn sie zogen fast mit dem Bergwinde.

Dann nahm die Kuh wieder die Führung, der Alte zog in den Wald, trieb die Herde nach der Mitte zusammen, und verließ als letzter das schützende Dunkel.

Die ganze weite Ebene senkt sich hier bei „Ngare-naerobbi“ — kaltes Wasser, nach den kühlen Sümpfen von

den Mássaï so genannt — wellenförmig nach Westen und Südwesten und ist mit unzähligen kleineren und größeren, ganz kahlen, nur mit niedriger Grasnarbe bestandenen kegelförmigen Hügeln, sogenannten Schmarotzer-Vulkanen, besät. — Um diese Jahreszeit, obwohl es Ende der Trockenzeit ist, bedeckt fast immer ein Wolken- und Nebelflor den ganzen Himmel, so daß man kaum den Stand der Sonne erkennen kann; die ganze Landschaft hat etwas unsagbar weltverlorenes, düsteres, wozu noch ganz dunkele Galeriewälder beitragen, die in schmalen Streifen die Bäche und Flüßchen begleiten, welche vom Kilimandjaro strahlenförmig in die Steppe verlaufen. Zwei davon führen fast immer Wasser, eiskalt, während die meisten ausgetrocknet sind und nur zur Regenzeit Wasser führen.

Große Herden dunkeler Streifen-Gnus stehen umher oder ziehen im Gänsemarsch in langen Reihen dahin, mit den büffelartigen Köpfen nickend; und einzelne ganz alte, fast schwarz aussehende Bullen stehen beinah auf jedem kahlen Hügel, als ob jeder seinen Hügel hätte.

In den zwischen den größeren Hügeln liegenden Tälern treiben sich größere und kleinere Rudel von Grant-Gazellen und Impala- oder Schwarzfersen-Antilopen umher und äsen an dem saftigeren Grün in den Senkungen. Auch bei Tage ertönt hier hin und wieder ein dumpfer Löwenlaut, oft aus der düsteren Wand des Urwaldes am Bergeshang her.

Diese düstere, melancholische Stimmung, die über der ganzen Landschaft liegt, hat einen ganz eigenen Reiz, aber etwas Unheimliches. Ich habe nie an einer anderen Stelle eine solche Gegend gefunden, über der trotz des reichbewegten Tierlebens eine solche bedrückende Stille liegt, wie Gewitterschwüle; als ob jeden Augenblick irgendein Verhängnis hereinbrechen müßte.

Im Westen liegt der düstere Longiddu-Berg, zu dessen Hochwaldungen unsere Elefanten strebten.

So zogen sie zwischen den kahlen Hügeln geschäftig und fast lautlos dahin, eilig, denn sie wanderten mit schlechtem Wind. Um den Weg brauchten sie sich kein Kopfzerbrechen zu machen, denn sie folgten einem seit Jahrhunderten ausgetretenen Elefantenwechsel.

Gnus standen in langen Reihen zu beiden Seiten und grunzten mit ihrem klagenden Ton die Dickhäuter an, schüttelten dann ihre Köpfe und zogen oder ästen weiter.

Ein starkes Rudel der zierlichen Impala-Antilopen stand quer über den Elefantenwechsel, als die Dickhäuter unvermutet um eine ziemlich steile Hügelkante bogen; die Antilopen stutzten, schwankten, kamen „durchhin", das Rudel wurde geteilt und ging in federnden, riesigen Sätzen nach verschiedenen Seiten auseinander. Von der Elefantenherde ertönte nur ein allgemeines dumpfes Gurgeln: „Beruhigt euch nur, wir haben ganz andere Dinge im Kopf" — und unentwegt zog sie weiter.

Als der Wechsel die letzten immer kleiner werdenden Hügel verließ und in die nun ziemlich glatte Steppe eintrat, bog er scharf direkt nach Westen um und hatte genau die Richtung auf den Longiddu.

Nach einer Stunde ging es in buschiges Gelände hinein, das mit hellen Sandplätzen durchsetzt war und hier und da Agavendickichte hatte. Hier ragten in großen Abständen, fast überall verstreut, Widerriste und Hälse von Giraffen heraus; andere Giraffen standen mit nach vorn gekrümmtem Hals, um an den verhältnismäßig niedrigen Büschen zu knabbern; Oryx-, Callotis-Antilopen, graue Tiere mit weißer Blesse, schwarzer Zeichnung und Kniebändern, elandartig gebaut, nur nicht so schwer, buschigem Schweif und langen, spitzen Gehörnen standen verstreut am Rande des Dickich-

tes; die hineinwechselnden Elefanten überragten die Buschnarbe bedeutend, und bald sah es aus, als ob eine lange Reihe dunkler Felsblöcke sich durch dieses graugrüne Buschmeer dahinschöbe. —

Mittlerweile war es Abend geworden; und als die Sonne gerade neben dem Longiddu unter dem den Himmel bedeckenden Dunstkreis in einem schmalen Streifen blauen Himmels sichtbar wurde und die ganze Landschaft mit ihrem rotgoldenen Lichte überstrahlte, aber auch unsere Elefanten so blendete, daß sie blinzelten und ihnen Wasser aus den Augen lief, gingen mit lautem Prusten und Schnauben zwei Nashorne im schweren Galopp von einem offenen Sandplatz ab, auf dem sie von den Elefanten überrascht worden waren, eine große Staubwolke aufwirbelnd.

Unter anderen Umständen hätten die Elefanten sie wohl etwas gejagt — denn sie sind keine Freunde der Nashorne — aber heute hatten sie keine Zeit und Stimmung dazu.

Sie traten jetzt in die freie Ebene vor dem Longiddu ein, und als die Dunkelheit hereinbrach stiegen sie schon auf einem felsigen Wechsel, der mit kleinem Steingeröll übersät war, den Hang hinan, um an einem auf halber Höhe liegenden Tümpel, der Quellen hatte, zu tränken. — Und um Mitternacht stellten sie sich auf Bergeshöhen in lichtem Hochwald ein, um zu ruhen.

Sie hatten Ruhe wahrhaftig verdient — und sie war ihnen hier oben auch für längere Zeit vergönnt, bis sie kurz vor Einsetzen der Regenzeit eine neue Wanderung begannen und in der Hauptrichtung des Viktoria-Sees weiterzogen, ernst, gutmütig und so vorsichtig, wie es diesen Riesengeschöpfen möglich ist.






MAIN STACKS



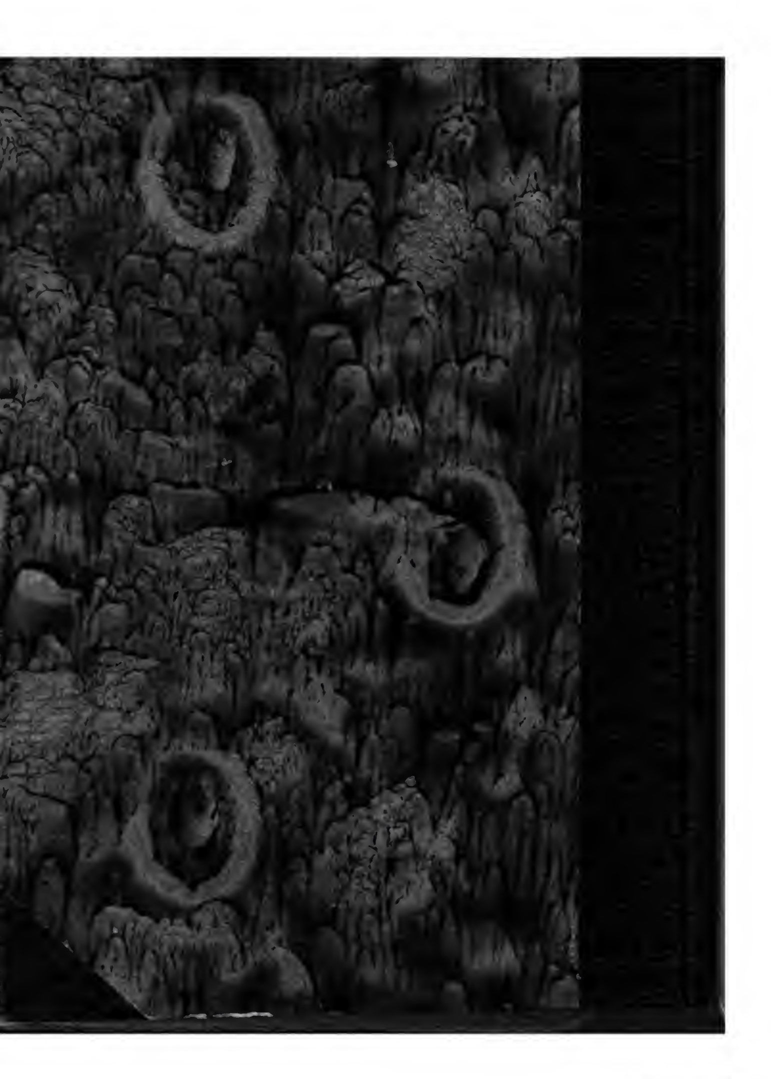


The Ohio State University
2435 07454879 3





The Ohio State University
2435 07454879 3




The Ohio State University
2435 07454879 3



The Ohio State University
3 2435 07454879 3